

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Gesichtstag	149
Im australischen Kohlenreich. Von Robert Schachner	169
Die schönste Kirche. Von W. Fred	174
Frei Gese. Von Ludwig Gurlitt	177
Anzeigen. Von Sophie Hochstetter, Karl Schloß, Georg Götz, Felix Hollaender	181
Heerscherbildnisse. Von Erwin Niebinger	185
Eschudi. Von Peter Graefe und Walter Leistikow	187

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 86 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

**Geregelte
Verdauung**

wird nach dem Wohlgerüchlicher Aufwachen am besten kombiniert
Dr. Roos' Flatulin-Pillen,
*die bei Blähungen Säurebildung, Sodbrennen
sich gleichfalls vorzüglich bewähren.*
Ermücht in der Apotheke selbst erhältlich in 1/2 Mk. L.

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren
Moritz Mädler

Leipzig
Petrasstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nemerali 34

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 2. Mai 1908.

Gerichtstag.

Ein preussischer Cagliostro. Einer von denen, die mit
das Geschäft führten, aber nie zu fassen waren.

Bismarck über Philipp Grafen zu Eulenburg.

Vor einem Jahr, fast auf den Tag, brachte der Kronprinz, nachdem er vergebens die Intervention eines Generals angerufen hatte, seinem Vater ein paar Hefte der „Zukunft“, in denen über den Fürsten Eulenburg, die Grafen Hohenau und Moltke, den Botschaftsrath Lecomte Unfreundliches gesagt worden war. Der Kaiser las und befahl dann drei Herren zum Vortrag: den Chef des Militärkabinetts, den Minister des Innern, den Vertreter des berliner Polizeipräsidenten. Der im Rang Unterste wurde aufgefordert, eine Liste der zur Hofgesellschaft gehörigen Herren vorzulegen, die normwidrigen Sexualempfindens verdächtig seien. „Ueber Eulenburg, Moltke, Hohenau, Lecomte brauchen Sie mir nichts zu sagen. Die sind erledigt.“ Der Kanzler hat diesen Maitag im Reichstag erwähnt; hat gesagt: „Der Kronprinz erfüllte einen Akt der Pietät gegen seinen kaiserlichen Vater und auch das Land muß ihm für diese patriotische That dankbar sein. Als der Kaiser mir zum ersten Mal von der Angelegenheit gesprochen hat, habe ich Seiner Majestät gesagt, er dürfe jetzt weder rechts noch links sehen, sondern müsse nur daran denken, den Schild des eigenen Hauses und den Schild der Armee rein zu halten. Das war Seiner Majestät aus der Seele gesprochen.“ Als der Maimond sich rundete, erfuhren wir, Fürst Eulenburg werde aus dem Reichsdienst scheiden, Herr Lecomte nicht in die berliner Botschaft der Französischen Republik zu-

rückkehren, Graf Runo Moltke habe die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten von Berlin erbeten und erhalten, Graf Wilhelm Hohenau sei zur Disposition gestellt und ins Ausland gereist. Nur die Eingeweihten kannten den Grund dieser vierfachen Ungnade. Im Reich der Arbeit blieb Alles still. Und ich freute mich der fünf Jahre lang gewährten Zurückhaltung, die ermöglicht hatte, ohne Geräusch einen politisch und psychologisch gefährlichen Ring zu brechen und dabei den Skandal zu meiden, den schon Bismarck in den Tagen des Exils nahen sah. Am sechszwanzigsten Mai stand in der Zeitung, Graf Runo Moltke habe mich zum Zweikampf herausgefordert und werde, da ihm diese Satisfaktion (als eine viel zu spät verlangte) geweigert worden sei, nun einen Strafantrag gegen mich stellen. Erst diese Notiz, deren Fassung Jedem die Herkunft aus dem moltkischen Lager verrieth, gab das Signal zu dem Lärm, der in den Brachmond hinüberhallte und seitdem beinahe ohne Pause durchs deutsche Land heult. Zwei Wochen lang schwieg ich; Träger hoher Staatswürden, civiler und militärischer, hatten mich, mit stark beschwörendem Appell an den Patrioten, gebeten, zu schweigen. Die Pflicht, maßlose Uebertreibung abzuwehren, zwang mich schließlich, zu reden; thörichte Uebertreibung meines Verdienstes, schädliche Uebertreibung der in der höchsten Gesellschaftsicht sichtbar gewordenen Krankheitssymptome. „Er kneift“, hieß es nun; und die um den Skandal Betrogenen jammerten über „Hardens Rückzug“. Herausforderung, Strafantrag, Schimpf aus hundert Schreibstuben: keine private Behelligung konnte mich aus ruhiger Reserve treiben. Da die Wirkung erreicht war, durfte ich nach Applaus nicht langen. Und die Wirkung war ja erreicht; ohne häßliche Begleitumstände. Nicht Feinde des Reiches und seiner Rechtsordnung, sondern Kronprinz und Kaiser hatten für die Reinigung der Hofluft gesorgt; und aus der Pfütze war kein Tropfen bis an des Thrones Stufen aufgespritzt. Daß die Sache nicht ganz so still erledigt worden war, wie ich gewünscht hatte, war nicht meine Schuld; war durch die unkluge Tactik der Gegner verschuldet. Noch aber war nichts Werthvolles verloren. Wilhelm von neuer Hoffnung umworben. Die Dynastie dem Volk näher als je.

Eines Zehlers muß ich mich zeihen. Als ich die hinter mir herjohlenden Schreier wegwies, rechnete ich nicht mit der Möglichkeit, Männer, die sich vermessen, Oeffentliche Meinungen zu machen, könnten in so ernster Stunde nur auf die Stimme neidischer Wuth hören; an einer Wende deutscher Geschichte nur danach trachten, mir schmutzige Lappen ans Zeug zu sicken. Meine Artikel, dachte ich, sind von hunderttausend Menschen gelesen worden; die pfiffigste Trügerkunst kann ihren Wortlaut und Sinn also nicht mehr fälschen.

Das war ein fataler Irrthum. Millionen hatten sie nicht gelesen, Abertausende wieder vergessen. So konnten die Gentlemen, die sich unterm Wonnemond zu weit vorgewagt und ein borusisches Sodom bezetert hatten, den Versuch wagen, ihre Sünde mir aufzubürden und durch die Gassen zu freisprechen, hier seien („von dem sattsam bekannten Herrn Harden“) Väderastengräuel und ähnliche Skandalosa veröffentlicht worden. Eine bewußte oder mindestens fahrlässige Lüge, gegen die ich mich damals nicht wehren zu dürfen glaubte, weil die Wiederholung unfreundlicher Glossen die nothwendige Ruhe stören konnte, und die fortzeugend neue Lüge geboren hat. Gute muß ich noch einmal (ich hoffe: zum letzten Mal) von diesen Artikeln sprechen. Was ich darüber zu sagen habe, wissen die Leser der „Zukunft“ aus dem am neunten November 1907 hier abgedruckten Schlußvortrag; wie ein Anderer sie verstanden hat, sei hier gezeigt. Ich citire aus der Schrift „Harden im Recht?“, die (unter dem Pseudonym Frank Wedderkopp) Herr Harnisch, ein junger Politiker aus der Gegend der Audeutschen Partei, veröffentlicht hat:

Im Oktober und November 1906 veröffentlichte Harden in der „Zukunft“ eine Serie von „Enthüllungen“ benannten Artikeln, in denen nicht etwa er „enthüllte“, sondern die durch die Veröffentlichungen der hohenloehischen Memoiren bekannt gewordenen Enthüllungen werthete. Deren Werth lag ihm vor allen Dingen in Dem, was aus den Memoiren für die Psychologie des Kaisers und damit indirekt für die Geschichte der Entlassung des Fürsten Bismarck hervorging. In der Fortführung dieser Artikelserie fühlte sich Harden aufgehalten, weil eine ganze Reihe von neuen Ereignissen, an sich oder symptomatisch wichtig, besprochen werden mußte. Deren Besprechung ordnete er in den großen psychologisch historischen Untersuchungsang ein, da auch diese neuen Ereignisse, richtig gewerthet, ihm das gleiche Resultat für die Psychologie des Kaisers zu ergeben schienen wie Chlodwigs Memoiren. Im Heft vom siebenundzwanzigsten Oktober haben wir das Einschlagen dieser Seitenpfade vor uns. Sie laufen zunächst, scheinbar, wirr durcheinander; erst wer sie alle durchwanderte, merkt, daß er auch auf ihnen ans Ziel kam. Ich nenne die Untertitel: „Herr von Tschirichsky und Bögendorff. Graf Goluchowski. Der Fall Fischer. Köpenick. Die Dynastie Bismarck. Der Stratege“. Hieraus müssen wir, die Anklage will es so, das Kapitel „Köpenick“ herausgreifen. Darin wird der Fall des vielüberschätzten „Hauptmanns von Köpenick“ behandelt. Behandelt mit dem Zweck, zu erklären, daß Jedermann zunächst einen Befehl, wie ihn der Schuster Voigt als Hauptmann ausführen zu müssen behauptet hatte (er solle auf Befehl des Kaisers den Bürgermeister verhaften), für möglich gehalten hatte. „Alle dachten so, die von der Sache hörten. Der Kommandant von Berlin, der Hohenzollernprinz, der den Dienst da jour versah (zwei Abtheilungen von sehr verschiedener Sinnenrichtung), köpenicker Stadträthe und Berliner Großindustrielle: Alle glaubten an den Hauptmann und seine Ordre.“ Aehnliche Ordres seien ja auch früher ergangen (die Verhaftung Lebrechts von Koye; der Befehl des Schulklassikers für ein Gymnasium auf die telephonische Bitte eines Obersterianers hin). Eine solche Ordre des Kaisers würde also, wenn sie ergangen wäre, nur in der Richtlinie unserer ganzen politischen Zustände gelegen haben.

Was ist nun der Sinn der eben citirten Stelle? Er liegt klar genug auf der Hand: Niemand, wer es auch sei, unter Menschen der verschiedensten Art, Gesinnung, Beschäftigung, zweifelte an der Möglichkeit solchen Befehls. Das wird ausgeführt an der Antithese: Zwei Künstlernaturen und Leute des praktischen Lebens. Innerhalb der beiden Glieder dieser Antithese werden die beiden Unterglieder wieder antithetisch gegenübergestellt: der Hohenzollernprinz kontrastirt mit dem Stadtkommandanten, die kleinen Männer des Stadtparlamentes kontrastiren mit den großen Erwerbern. Schematisch dargestellt, nach Art einer Aufzugsdisposition, würde die Sache so aussehen: Alle glaubten es, nämlich:

A. die Künstlernaturen:

1. der junge, feurige, weiberverliebende Prinz;
2. der alte, schwärmerische, weiberverachtende Kommandant;

B. die Männer des praktischen Lebens:

1. die der Verwaltungarbeit;
2. die der Erwerbsarbeit.

Durch diese Gegenüberstellung verschieden Gearteter, Arbeitender, die Welt Betrachtender wird in der That erreicht, den Begriff „Alle“ so deutlich wie möglich zu machen.

Ich recapitulire: Mit der Artikelserie „Entsüllungen“ wollte Harden auf dem Wege über die Psychologie des Kaisers Aufschluß über die Entlassungsgeschichte Bismarcks geben. Mit dem Artikel vom siebenundzwanzigsten Oktober sollte auf verschiedenen Seitenpfaden Einblick in diese Psychologie gewonnen werden. In dem Kapitel „Köpenick“ sollte gezeigt werden, daß der Zustand der „Ubiquität des monarchischen Willens“, einer Art Absolutismus, in Deutschland erreicht sei. Mit der citirten Stelle sollte dargestellt werden, daß Jedermann derartige Behätigungen des Monarchenwillens für möglich gehalten hatte. Wir haben hier also einen ganz logischen, streng im Zusammenhang stehenden Gedankenaufbau vor uns.

Staatsanwalt und Kammer Lehmann behaupten, die Absicht der citirten Stelle sei gewesen, den Grafen Rolke als Bethätigter homosexueller Neigungen hinzustellen. Sie haben also den Zusammenhang der Stelle überhaupt nicht verstanden. Sonst würden sie eine solche, aller Logik ins Gesicht schlagende, den Zusammenhang vollkommen zerschneidende Auffassung niemals vertreten haben.

Der nächste der inkriminirten Artikel, der vom siebenzehnten November, bechätigt sich mit der politischen Lage Deutschlands am Vorabend des Tages, an dem Fürst Bülow zum ersten Mal seit seiner Erkrankung wieder im Reichstagerstehen sollte. Wieder ein dialektischer Gegensatz: der rathenomer Husar, der gestürzte Bobbielsti, wird dem noch im Amt befindlichen bonner Husaren, dem Fürsten Bülow, kontrastirt. Und dann gefragt, ob Dieser noch beide Fäße sicher im Bügel habe. Die Frage wird verneint. Grund: die Feindschaft des Fürsten Eulenburg, von dessen Macht, politischem Einfluß, Affilirten-schaar ein großzügiges Bild gezeichnet wird. Seine Gefährlichkeit als Gegner wird daran erhärtet, daß er erstens in allen Personalfragen ein wichtiges Wort mit spricht („Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn“) und zweitens den Kaiser als „ungezunder Spätromantiker und Weisercher“ veräch. Der Artikel klingt aus in einer offenen Fehdeanfrage an den Fürsten Eulenburg. Sollte der Kampf Aussicht auf Erfolg haben, mußte der Öffentlichkeit die Macht des Bekämpften aufgewiesen werden. Das wird ausführlich gethan. Nach der Zeit, in der „kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt“ wurde, erblich sein Stern, weil Bülow

zu fest im Sattel saß. „Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, aus Nordkap mitgenommen, besucht; und der rovenant konnte dem Könige gefährlich werden. Er hat für all seine Freunde gesorgt. Ein Wolke ist Generalstabchef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschn Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Barnbüler hofft man auch noch ein warmes Stüchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch: so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fäden spinnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen.“ Wenn er aber von einem ungesunden Romantiker und Geistesfieber wie dem Fürsten Eulenburg dabei berathen wird, so muß dem Reich Gefahr daraus erwachsen.

Wieder haben wir einen streng logischen Gedankengang politischer Art vor uns. Nein, behauptet die Anklage: hier soll der Graf Wolke der homosexuellen Bethätigung beschuldigt werden. Diese ein Wenig absonderliche Behauptung wird mit Folgendem begründet: Harden spricht vom Grafen Runo Wolke als von Einem, der dem Fürsten Eulenburg „noch näher steht“ als der Generalstabchef. Hier ist ersichtlich nur das Eine gemeint (behauptet das Gericht): Runo Wolke und Eulenburg hätten ein Verhältniß mit einander. Das ist von kaum zu übertreffender Anflugeit. Also: von der ganzen Schaar der Eulenburg-Freunde wird gesprochen. Zuerst wird Einer aus der Schaar, Der nämlich, der auf dem bedeutendsten Posten steht, genannt. Als Zweiter der Intimus des Fürsten. Run ist es einmal eine logische Thatsache, daß der Intimus Einem näher steht als ein anderer Freund. Wie man Das ausdrücken soll, ohne bei so seltsamer Auslegung Geschlechtliches gemeint zu haben, ist mir unklar. Hundert Bezeichnungen lassen sich finden, die man mit eben so viel Recht sexuell deuten kann wie diese Worte; von denen man die Mehrzahl noch eher so deuten müßte. Keine, die man nicht so deuten könnte. Das liegt im Wesen der Sache. Wer es will, wird in die Schilderung jeder intimen Freundschaft die homosexuelle Andeutung hineinlesen können.

Der dritte Artikel. Ueberschrift: „Dies irae“. Kapitelüberschrift: „Momentaufnahmen“. Als letzte Momentaufnahme folgen sieben Zeilen. Das so oft erwähnte und doch so unbekannte Nachtgespräch. Eine entseßliche Stelle! Lauter Andeutungen. Sie besagen? Ich setze an die Stelle der Andeutungen — gewählt, der Oeffentlichkeit das Verhältniß unmdglich zu machen, was die Kammer Lehmann Sensationssucht nennt — das Ange deutete ein. Dann lautet die Stelle:

„November 1906. Nacht. Offenes Feld im Utergebiet (bei Liebenberg). Fürst Eulenburg: „Hast Du den Angriffsartikel in der ‚Zukunft‘ gegen mich und gegen uns Alle gelesen?“ Graf Wolke: „Schon Freitag.“ E.: „Meinst Du, daß noch mehr kommt?“ W.: „Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen; Harden scheint orientirt, und wenn er Briefe von uns kennt, in denen der Kaiser von uns als ‚Liebchen‘ bezeichnet wird. . .“ E.: „Undenkbar. Aber die Gegner drucken die Angriffe überall nach. Sie wollen uns mit Gewalt an den Hals.“ W.: „Eine Hergenzunft. Vorbei! Vorbei!“ E.: „Wenn nur der Kaiser nichts davon erfährt!“

Was ist an dieser Umbichtung der bekannten Fauststelle beleidigend? Daß hier „homosexuelle Andeutungen“ gegeben werden, hat nicht einmal die Anklage, mehr: nicht

einmal das Urtheil der Kammer Lehmann behauptet. Nur in dem Ausdruck „Der Süße“ eine Formalbeleidigung gefunden. Nun, Graf Rolke sah sie damals in dem Ausdruck nicht. Denn unmittelbar nach dem Erscheinen des Artikels orientirte ihn Freiherr von Berger dahin, er sei mit dem Ausdruck gemeint. Daß man für eine im November gefallene Formalbeleidigung im Mai Säbne sucht, ist — mindestens — seltsam.

Der vierte Artikel: „Abfahr“. Er ist eine Vertheidigung Harden's gegen falsche Auslegungen von drei verschiedenen Artikeln. Nur die letzte interessirt hier. Harden sollte nach Presseartikeln geschrieben haben: „Herr von Tschirschy sei vom Fürsten Eulenburg, mit dem er seit Langem enge Beziehungen unterhalte, dem Kaiser suggerirt worden“. Zweck der Suggestion sei, dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, „seine politischen Absichten unter Umgehung des Kanzlers oder gegen dessen Willen beim Kaiser durchzusetzen“. „Diese Harden'sche Kombination ist absolut unzutreffend.“ Und dieses Gerede ist absolut blödsinnig. Denn von Alledem habe ich kein Wort gesagt. Ich würde mich dreimal überlegen, ehe ich von einem Mann behauptete, er „unterhalte seit Langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg“. Um seine Wünsche ans Ohr des Kaisers zu bringen, braucht der Fürst nicht den Staatsmann Carlino, Sachsens Stolz und Hoffnung, zu bemühen. Das gehört doch wohl zum Pflichtenkreis des Grafen Kuno Rolke.“

Der Sinn der Stelle? Muß man ihn wirklich klarlegen? Tschirschy war Untergeordneter des Reichskanzlers, zu dem Fürst Eulenburg in feindlichem Gegensatz — nach Harden's unwiderlegter Auffassung der Dinge — stand. Es hätte also geheißen, Tschirschy schwer politisch kompromittiren, wenn man ihn dem Könige Eulenburg zurechnete. Gegen die Behauptung, Harden habe durch solche Darstellung der Dinge Tschirschy ein Bein stellen wollen, wendet er sich. Er habe lediglich, den Thatfachen entsprechend, behauptet, daß Tschirschy's Ernennung Eulenburg's Wünsche erfüllte; nicht, daß er im Amte dessen Politik mache. Und es giebt ja ein historisches Beispiel dafür, daß Jemand durch Eulenburg's Einfluß Staatssekretär des Auswärtigen wurde und dann nicht nur nicht Eulenburg-Politik, sondern Anti-Eulenburg-Politik machte. Durch Jemand's Amt kommen und im Amte des früheren Protektors Politik machen, sind also ganz und gar nicht identische Dinge. Die Anklage behauptet, Harden habe mit der Stelle sagen wollen, enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg seien nicht politisch, sondern sexuell kompromittirend. Der ganze Sinn der Stelle wird also verdreht; der politische Zusammenhang zerrissen. Das Niedlichste: es wird außerdem außer Acht gelassen, daß Harden die Worte „enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg“ gar nicht selbst gewählt, sondern aus dem Presseartikel citirt hat. Wenn die Worte homosexuell zu deuten wären, trüfe also gar nicht Harden, sondern der Verfasser der Presseartikel die Schuld. Endlich: wenn diese Worte homosexuell zu deuten wären, wäre durch sie Fürst Eulenburg, niemals und nimmermehr aber Graf Rolke beleidigt. Genügt?

Vom vierundzwanzigsten November bis zum Februar werden darauf die politischen Angriffe gegen den Fürsten Eulenburg und seine Clique eingestellt. Grund: Fürst Eulenburg war in Ausführung des Friedensschlusses durch konkludente Handlungen nach Territet gegangen. Am zweiten Februar, im Artikel „Symphonie“, werden die Angriffe wieder aufgenommen. Grund: Fürst Eulenburg war zurückgekehrt, hatte den Frieden also gebrochen. Dieser politische Angriff steht in dem Kapitel „Marcia funebre“, wo die ungeheure Gefahr behandelt wird, die sich aus dem vertraulichen Umgang eines Komarchen mit dem Vertreter einer fremden Macht ergibt. Im „Scherzo“ dann kommen, dem musikalischen Vorbild entsprechend, politische Kleinigkeiten, ziemlich zusammen-

hanglos aneinandergereiht: der Erlaß des Kaisers über die Einschränkung der Majestätsbeleidigungsklagen; die Rede des Deutschen Botschafters in Rom an des Kaisers Geburtstag; einige politisch interessirende Ordensverleihungen; die Stichwahlstatistik der Parteien und schließlich mehrere Wahlausrufe, die die Frage des schwarz-rothen Kartells beleuchten. Die Stelle über die Verleihungen lautet: „Noch Neues? Die Grafen Roltke und Hohenau haben das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Phili hat es wohl längst). Und den Herren, die für das salkenberger Offiziersanatorium Etwas ‚gestiftet‘ haben, hat der Kaiser seine in Cabinets Werkstatt fabrizirte Hüte ins Haus geschickt. August Scherk: Rother Zweiter mit Eichenlaub.“

Der auf die Grafen Roltke und Hohenau bezügliche Satz ist inkriminirt. Durch ihn soll dem Grafen Roltke der Vorwurf homosexueller Betthätigkeit gemacht werden. Begreifts Jemand? Ich kann hier nur das Eine begreifen: daß weder die Anklage noch das Gericht versucht haben, solche Behauptung zu begründen.

Der sechste Artikel: „Wilhelm der Friedliche“, vom sechsten April. In ihm wird gezeigt, wie verhängnißvoll für das Deutsche Reich der Wahn sei, der Kaiser sei (wie englische und französische Stimmen den Tip ausgegeben hatten) un pacifiste; er werde niemals den Mobilisirungsbefehl ausgeben; seine Natur sei „colle d'un timide“. Dieser falsche Wahn, daß der Kaiser, eben noch als Heißsporn und Eisenfresser geschildert, ein unkriegertischer Mann, ein schüchtern Friedensfreund sei, wird bekämpft. Und zunächst im Kapitel „Marokko“ gezeigt, welche Fehler unserer auswärtigen Politik die Möglichkeit der Entstehung dieses Wahnes gaben. Hier heißt es: „Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die londoner und die pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Societé des Quais de Constantinople aufgekauft und versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon rathen englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer scheuen. Und kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrath Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Ujdja kammere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat. Kaum aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wich wider einmal muthig zurück.“

Also: Eine Reihe von Beweisen für die Annahmen, die sich England-Frankreich gegenüber Deutschland herausnehmen zu dürfen glauben: ihr Vordringen in der Türkei, ihr Vordringen in Marokko, als Antwort auf ein höfliches Entgegenkommen des Auswärtigen Amtes gegenüber dem französischen Botschaftsrath eine bisher unerhörte Herausforderung (durch eine Kammerrede Clemenceaus). Eins der gefährlichsten Momente ist dabei, daß der französische Botschaftsrath sich hinten herum, außeramtlich seine Informationen holen und seinen Einfluß geltend machen kann. Die Anklage behauptet nun, das Wort „Vordereingang“ solle auf vöberastische Gepflogenheiten Lecomtes gehen. Sonst hätte Harden den gewöhnlichen Ausdruck „Vordertreppe“ gewählt. Zunächst einmal: Harden hat eine gewisse, oft zu weit gehende Sucht, den gewöhnlichen Ausdruck zu meiden und durch ein Wort eigener Prägung zu ersetzen. Aus dem Gebrauchen eines ungewöhnlichen Wortes kann man daher nicht das Mindeste für eine Nebenabsicht schließen. Dann: Was macht einen auswärtigen Diplomaten für das Deutsche Reich gefährlich? Daß er gleichgeschlechtliche Neigungen hat? Oder daß er außeramtlich Informationen einziehen und Einflüsse geltend machen kann? Endlich: Wenn Herr Lecomte hier

als Päderast hingestellt wäre: was hätte Das mit dem Grafen Moltke zu thun? Hat Herr Decombe geklagt? Nein. Er würde es auch nicht gethan haben, wenn er die Stelle so deutete.

Der siebente der inkriminirten Artikel (vom dreizehnten April) behandelt unter der Ueberschrift „Monte Carlino“ den politischen Theaterbesuch des Fürsten Albert von Monaco in Berlin am Kaiserhof. Im zweiten Kapitel („Anamorphose“) wird ausgeführt, zuerst habe man in des Kaisers Auftreten im Auslande die Gefahr gesehen, das Weltarbitrium werde von ihm angestrebt. „Eine unstete und geräuschvolle Politik. Hastiger Flottenbau; jede Schiffstaufe, jeder Stapellauf wird zum historischen Ereigniß. Reden und Depeschen regen die Nachbarschaft auf. ‚Der Dreizack gehört in unsere Faust!‘ ‚Das größere Deutschland.‘ ‚Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen.‘ ‚Fähre drein mit gepanzerter Faust!‘ ‚Keine Entscheidung mehr ohne den Deutschen Kaiser!‘ ‚Der Admiral des Atlantischen grüßt den Admiral des Stillen Ozeans.‘ ‚Deutschland in der Welt vornan.‘ ‚Hohenzollern-Weltherrschaft.‘ Wenig; zu viel schon. In Bonapartes übermüthigsten Tagen wurde Aehnliches nicht vernommen.“ Das wir all diese Dinge ernst nehmen, so wird einem Engländer in den Mund gelegt, ist eine Verkennung. Wir nehmen Reden für Thaten. Blick um Euch. Sobald man Deutschland entgegentritt, weicht es zurück. Kriegerisch, Weltbrände entfesselnd? Unsinn! Die neue Gruppierung der Mächte hat ermöglicht, die deutschen Seetern schlecht zu behandeln. „Sie nehmen's hin? Können sich nicht? Verheuern, daß sie nichts Böses im Schilde führen, nie über ihr schmales Sonnenplätzchen hinausgestrebt haben? Wartet mal! Eigentlich ist's wahr. Gethan haben sie ja nichts; nur geredet und gefikulirt. . . Am Ende war unsere Furcht grundlos? Machen wir die Probe auf das Exempel. Der Sultan des Westens harret vergebens auf Germanienhilfe und kommt wehrlos unter Vormundschaft. Der Sultan des Ostens sieht die letzte Hoffnung auf das Pharaonenkokos (schweden und müß ich am Sinai vor dem Wittenwink) ausen. Nun haben wir auch den Islam. Wir hatten sicher geirrt. Wo war unser Auge? Blick auf diese Tafelrunde. Philipp Gulenburg, Decombe (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Runo Moltke, Hohenzollern, des Kanzlers Civiladjutant Below: Die träumen nicht von Weltbränden; habens schon warm genug. Eduard spricht von ‚Willys Spielzeug‘, sagt seinen pariser Prokuristen Delcassé und Clemenceau, von Deutschland sei, wenn man ihm nur durch kalte Entschlossenheit imponire, nichts zu fürchten; und er lebt bald danach die Genugthuung, daß Deutschland zweimal, vor und während der Marokko-Konferenz, von dem vor Aller Augen gewählten Standpunkt weicht.“

Also: „Wir haben“, spricht der Engländer, „geirrt. Beweis: Die Sultane von Marokko und der Türkei harren vergebens auf deutsche Hilfe; die politische Tafelrunde in der Nähe des Monarchen, die als Hofkriegspartei beschrien wird, an der sich ehrgeizige Krieger drängen müßten, besteht aus friedlichen, satirixten Menschen, die nicht an Krieg denken, die es nicht nötig haben, sich erst noch am Kriegsfener ihr warmes Sapplein zu kochen; König Eduard darf ungestraft von der deutschen Flotte als von ‚Willys Spielzeug‘ sprechen, das doch nicht zum Kriege verwandt wird; in der Marokkofrage tritt Deutschland zweimal den Rückzug an. So hatten wir unsere Augen bisher?“

Also ein klarer, verständlicher, logischer Zusammenhang politischen Charakters. Aber, sagen Anklage und Kammer Lehmann, hier kommt das Wort: „warm“ vor; und wenn man dies Wort von der Tafelrunde gebraucht, will man damit sagen, sie bestche aus „warmen Brüdern“; aus Päderasten. Wirklich? Nun, wenn die Wendung „habens schon warm genug“ identisch sein soll mit der: „Sie sind Päderasten“, muß man diese, ohne den Sinn zu ändern, dafür einsetzen können. Probiren wir: „Sie träumen nicht von

Weltbränden; denn sie sind Väteraffen.“ Ergiebt Das Sinn? Die Frage kann nur bejahen, wer von Geschichte und Ethnologie keine Ahnung hat. Die Heilige Schar der Thebaner, die Kerntruppe und Elite ihres Heeres, war durch Knabenliebe unter einander verbunden. Die kriegerischsten Sultane der Türkei führten meist ihren Harem, stets ihre Lustknaben mit ins Feld. Und statt vieler Belege noch einen: Alkibiades, der Athener, der von brennendem Ehrgeiz rastlos umhergetrieben wurde, bald auf des Vaterlandes Seite, bald in Spartas, bald in Persiens Heeren socht, der mit gleicher Leidenschaft Männer und Frauen ins heiße Herz schloß. Hat es Sinn, zu sagen: „Diese Leute träumen nicht von Weltbränden, denn sie sind Leute wie Alkibiades, wie die großen Kriegssultane der Türken, wie die Jünglinge aus der Heiligen Schar der Thebaner?“ Hat Das Sinn?

Und hat es Sinn, zu sagen: „Wir irrten uns in der Beurtheilung der deutschen Politik, denn die sogenannte Kriegspartei besteht aus Väteraffen?“ Oder hat Dies nicht doch etwas mehr Sinn: „Wir haben uns in der Beurtheilung der deutschen Politik geirrt, denn die sogenannte Kriegspartei besteht aus saturirten, friedlichen Leuten“?

Bleibt noch der Artikel vom siebenundzwanzigsten April: „Roulette“. In ihm wird abermals der Besuch des Fürsten von Monaco behandelt und gefragt, ob es richtig gewesen sei, ihm den Schwarzen Adlerorden zu verleihen. Dann folgt ein Satz über einen im Kapitel dieses Ordens Sitzenden. Maximilian Harden hat nicht einen Augenblick gelaugnet, daß sich diese Stelle auf den Fürsten zu Eulenburg bezog. Hätte sich Fürst Eulenburg dadurch beleidigt gefühlt, ich hätte es verstehen können. Er hat sich aber nicht beleidigt gefühlt. Dagegen prangt die Stelle in der Anklageschrift wegen Beleidigung des Grafen Kuno Moltke. Anklage und Kammer Lehmann haben nicht zu sagen gewußt, was sie dort soll. Weiß es irgend Jemand mir zu sagen?

Bei eingehender Betrachtung der Artikelstellen muß man daher zu dem Schluß kommen, daß (gegen den Grafen Moltke) eine Beleidigung nicht vorliegt.

Um diese Artikel, deren Sinn ein Unbefangener, politisch und persönlich mir Ferner so klar zu empfinden und nachzudenken vermochte, tobt seit einem Jahr nun der Streit; um Artikel, in denen sechs Monate lang die Betroffenen selbst keine strafbare Kränkung gefunden hätten. Berliner Meinungsmacher haben sie frech gefälscht, um Bürger und Richter gegen den gehassten Kritiker der Preshallmacht hehen zu können. Und woher die Wirkung im Hofbereich? Im Schlußvortrag habe ich die Antwort gegeben: „Sie kennen Bettendorfs Hypothese vom X. Mensch und Bazillus ergeben noch keine Infektion; ein dritter Faktor muß hinzukommen. Dieses X heißt hier: Fama, übler Ruf oder wie Sie sonst wollen. Wenn Einer für pervers gilt, wird jedes Wort, das sich zu einer Anspielung umdeuten läßt, gierig aufgegriffen.“ Die Sexualpsychie der Herren galt seit Jahren, seit Jahrzehnten schon Manchem als krank (und Graf Günther Schulenburg war nicht der Einzige, der über „die gewisse Sorte von Lanten“ Witze riß). Drei Adelligen, die auf Wunsch der Angegriffenen als Parlamentäre einzeln zu mir kamen, habe ich im Privatgespräch meine Auffassung nicht gehehlt; öffentlich nie aber irgendwie Schändendes angedeutet. Als vor dem Schöffengericht von mir der Beweis gefordert wurde, daß Männer von „orm-

widrigem Geschlechtswesen sich an den Kaiser gedrängt haben, mußte ich reden; die ekle Verirrung der Grafen Hohenau und Lynar erweisen und von dem kurzen Eheleben des Grafen Moltke den Schleier ziehen. Muhte: weiß von der berliner Presse und von dem Ankläger verlangt wurde und weil fünfzehnjährige Arbeit nicht von dem Vorwurf der Leichtfertigkeit oder Freigiebigkeit infamirt werden durfte. Noch in dieser Noabiterbedrängniß aber habe ich versprochen: „Ich schone die Herren, so lange es irgend geht.“ Und das Wort gehalten: nur das Unentbehrliche vorgebracht. In der ersten Stunde des zweiten Prozesses sagte ich dann: „Was ich zu beweisen hatte, habe ich vor dem Amtögericht bewiesen. Die Wiederholung könnte nur schädlich wirken. Deshalb wähle ich die prozessual ungünstigere Stellung. Die Strafkammer mag meine Artikel prüfen und den Verfasser richten. Ich will lieber eine objektiv ungerechte Strafe tragen als die politische Verantwortlichkeit für die unabsehbaren Folgen einer neuen Beweisaufnahme.“ (Und, dachte ich bei mir, für die Gefahr der Verleitung zum Meineid.) Vergebens. Staatsanwaltschaft und Gericht glaubten, den Kläger, den ganzen Ring in camera reinigen zu müssen. Ich habe nicht versucht, gegen den Grafen Moltke einen Beweis zu führen (also kann mir auch, Ihr Herzigen, keiner mißlungen sein), und mein Vertheidiger hat der Vernehmung der wichtigsten Belastungszeugen stumm zugehört. So sollte es sein. Lieber eine Strafe als neuen Lärm. Auch war ich schwerkrank, das Verfahren unhaltbar, ein Strafantrag Eulenburgs angedroht; und ich wußte ja längst: „Der Kerl muß verurtheilt werden.“ Da kam das Urtheil, das mein Handeln in Schande zu tauchen, meine Lebenskraft zu brechen suchte. Kam das Siegesgeheul der Kinaedenschutztruppe. Nun war's genug. Ein Martyrium, die Besudelung harter Lebensarbeit, weil ich Phili, Lütü, Willy und Monsieur Lecomette bespöttelt habe? Wehrlos? Das wäre zu dumm. „Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!“ Am dritten Januarabend habe ich mir gelobt, Jedem zu vergelten, der in diesem Saal von Recht, Wahrheit, Anstand gewichen war. Jedem.

Als Justizrath Bernstein die Zumuthung, dem edlen Fürsten zu Eulenburg „Abbitte zu leisten“, lächelnd abgelehnt hatte, wurde ich von dem Herrn Oberstaatsanwalt ersucht, Seiner Durchlaucht eine Ehrenerklärung zu geben. Das konnte ich nicht; versprach aber, nach bester Kraft an der Aufhellung des Thatbestandes mitzuwirken; und fügte hinzu: „Ich rechne dabei auf energische Unterstützung durch die königliche Staatsanwaltschaft.“ (Herr Dr. Hensbiel nickte eifrig.) Deutlicher konnte ich an dieser Stelle die Absicht, die Eide des Fürsten anzufechten, nicht ausdrücken. Fast zehn Wochen mußte ich unthätig in der Krankenstube hocken. Die seit dem November immer wieder an-

geündete Klage Eulenburgs kam nicht. Am zwölften März, als die Pleuritis endlich gemildert schien, fuhr ich nach Noabit und ließ mich bei dem Herrn Oberstaatsanwalt melden. „Ich komme, um Sie, Herr Geheimrath, zu fragen, ob Sie die Absicht haben, meinen Verteidiger und mich anzuklagen. Diese Anklage würde uns die erwünschte Gelegenheit geben, die homosexuelle Bethätigung und die Meineide des Fürsten zu Eulenburg nachzuweisen. Kommt es nicht dazu, so muß ich auf anderem Weg die Wahrheit feststellen. Nur dieser Zweifel hat mich bisher gehindert, mein Versprechen vom zweiten Januartag einzulösen.“ Antwort: Die Entscheidung sei noch nicht gefallen, weil der Wortlaut der von uns vor dem Schöffengericht gesprochenen Sätze nicht zu ermitteln gewesen sei; sie würde beschleunigt werden, wenn ich mich entschloße, den in meinem Auftrag von Reichstagsstenographen hergestellten Verhandlungsbericht für ein paar Tage der Anklagebehörde zu leihen. Natürlich sei ich dazu nicht verpflichtet; denn das Stenogramm könne ja Waffen gegen mich oder gegen Bernstein liefern. „Ich bin nicht gewohnt, mich den Konsequenzen meines Thuns zu entziehen, und werde Ihnen deshalb sehr gern das unkorrigirte Stenogramm senden; ich weiß, daß ich damit auch im Sinn meines Verteidigers handle.“ Am vierzehnten März lagen die fünfhundert Folienseiten im Amtszimmer des Herrn Oberstaatsanwaltes. Mit höflichem Dank für die Bereitwilligkeit kamen sie mir zurück. Noch keine Anklage. Daß ich nichts thun konnte, half dem emsig verbreiteten Gerücht, die ganze Sache sei aus und Herr Harden sehr froh, wenn Eulenburg ihn in Ruhe lasse. Noch ärgere Mär kam auf (kein Wunder, nachdem hundert Zeitungschreiber elf Monate lang meinen Namen durch ihren Dreck gezerrt hatten). In der letzten Märzwoche stand in der münchener Neuen Freien Volkszeitung, man munkle, der Liebenberger habe mir eine Million als Schweigegeld gegeben; wenn dieses Gerücht falsch sei, könne nur die Annahme, daß ich keinerlei Beweismittel gegen den Fürsten habe, mein Schweigen erklären. Da war eine Möglichkeit, mein Handeln und (erzwungenes) Unterlassen gegen Mißdeutung zu schützen. Ich reichte die Privatklage ein, das Amtsgericht München eröffnete wegen Vergehens der öffentlichen Beleidigung und üblen Nachrede das Verfahren, die Hauptverhandlung wurde auf den einundzwanzigsten April anberaumt und der Gerichtshof ließ die Beweiserhebung über die Thatfache zu, daß ich die Homosexualität des Fürsten Eulenburg nachweisen könne und nachzuweisen versucht habe. Kein gerechter Richter durfte diesen Beweis abschneiden. Behauptet war: Harden hat kein Belastungsmaterial, hat nur damit geprahlt oder es aus Eigennuß verborgen. Zu beweisen also: Er hat Material, sehr starkes, erdrückendes sogar, und hat sich bemüht, es ans Licht

zu bringen. Ein enger Rahmen. Nur auf die Zeugen, die wir vor der Vierten Strafkammer des berliner Landgerichtes genannt hatten (und die dort nicht gehört worden waren), durften wir uns am Marienhilfsplatz stützen. Doch zu bündigem Nachweis der Meineide hat schon die Aussage zweier Zeugen genügt.

... Das Hirn ist so müde, die Brust so wund, daß ich eine Darstellung des Gerichtsdramas heute nicht wagen kann. Ich bitte meine Freunde, einstweilen sich mit der Wiedergabe zweier Artikel zu begnügen, die nach dem Termin in den Münchener Neuesten Nachrichten erschienen sind. Eines Interview, das die Stimmung des dem Kampfe folgenden Tages erkennen läßt:

„Welchen Eindruck hat Ihnen die Leitung der Verhandlung hinterlassen?“

„Den tiefsten, den je eine Gerichtsverhandlung mir gemacht hat. Sie hat mich das hohe Amt eines Richters endlich wieder schäpen gelehrt. Verschlachte Ernst, die vornehme Ruhe, die psychologische Hellhörigkeit des Vorsitzenden, sein unverrückbarer Entschluß, ohne Ansehen der Person nur der Sache der Berechtigten zu dienen, die technisch meisterliche Beherrschung des Prozeßstoffes, der sichere Takt, der alles nicht zur Sache Gehörige mit souveräner Entschiedenheit, doch ohne irgend eine Regung des Hornes ausschied: das Alles wird, als ein Mußer moderner Vertretung der Rechtshegemonie, nicht nur mir unvergesslich sein. Auch die Juristen, Richter, Schriftsteller, die als Unbetheiligte der Verhandlung beimohnten, sind einig in dem Lob der sittlichen und intellektuellen Kraft des Oberlandesgerichtsrathes Wilhelm Mayer; und ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß auch der verurtheilte Redakteur die Verhandlungsleitung als musterhaft anerkennt. Wie ein stilles Aufjauchzen ging es durch den Saal, als der Vorsitzende einem vom Fürsten Eulenburg ökonomisch abhängigen Zeugen jurief: ‚Sie können doch nicht glauben, daß hier der Fürst Eulenburg mehr Recht hat als ein Fischer oder der Milchhändler Kiesel.‘ Durch solche Art, eine ernste Sache zu führen, wird das Ansehen der Rechtspflege, über dessen Sinken so oft und nicht ohne Grund geklagt worden ist, im ganzen Deutschen Reich gehoben.“

„Wollen Sie diese Art der Rechtspflege mit derjenigen vergleichen, die Sie vor dem berliner Landgericht in Bezug auf Ihren speziellen Fall kennen gelernt haben?“

„Nicht hier und nicht heute. Das Ergebniß eines solchen Vergleiches wäre so, daß ich es nur da veröffentlichen könnte, wo ich selbst allein dafür verantwortlich bin. Was ich über das berliner Verfahren noch zu sagen habe, werde ich sagen, sobald die Stunde gekommen ist. Das einstweilen Nöthige habe ich bereits in der ‚Zukunft‘ gesagt.“

„Sie sind mit dem Ergebniß des münchener Verhandlungstages also zufrieden?“

„Vollkommen. Justizrath Bernstein und ich haben selbst beantragt, die Bestrafung des Prozeßregners, der sich höchst loyal verhalten und die stöckige Korrektheit meines Handelns mit männlicher Offenheit anerkannt hat, so mild wie möglich zu bemessen. Das ist der unbeträchtlichere Theil des Verhandlungsergebnisses. Jetzt aber ist durch beides, unwiderlegliches Zeugniß festgestellt, daß Fürst Eulenburg den Soldaten (jezt Milchhändler) Kiesel zu unzüchtigem Verkehr verleitet, ihn dafür bezahlt und ihn wiederum gegen Bezahlung veranlaßt hat, in seiner (Eulenburgs) Wohnung eine vom Paragraphen 175 StGB verbotene Geschlechtsverhandlung mit einem Freunde des damaligen Staatsvorzunchmens. Jetzt ist festgestellt, daß Fürst Eulenburg mit dem staruberger Fischer Jakob

Erst Jahre lang unzüchtigen Verkehr unterhalten, ihn auf weite Reisen mitgenommen, nach Liebenberg eingeladen, reichlich bezahlt und zum Verwalter seiner starnberger Villa gemacht hat. Der Zeuge Ernst, dessen wirtschaftliche und moralische Existenz auf dem Spiel stand, hat lange gezögert, die Wahrheit zu sagen; das Gesändniß wirkte dann mit ungeheurer Wucht. Der Mann, der Fürst, der Ritter des Schwarzen Adlers, Fürst Philipp zu Eulenburg, der diese einfachen Menschen zu homosexuellem Verkehr verleitet und verknuppelt hat, dieser selbe Mann hat als beideter Zeuge ausgesagt, er habe nie die allgeringste Neigung zum männlichen Geschlecht empfunden und nie sich auch nur einer Schmutzerei schuldig gemacht. Er hat unter dem Eide direkt die Handlungen bestritten, deren er jetzt überführt ist. Er hat im Brand-Prozeß wider besseres Wissen das Wesentlichste verschwiegen, in dem gegen mich geführten Prozeß wissentlich die Unwahrheit gesagt. Er hat auf diese unwahren Aussagen auch die Strafanzeige gegen den Justizrath Bernstein begründet und ist auf Grund dieser falschen Angaben in der Anklageschrift gegen Bernstein als Zeuge genannt worden. Das steht heute schon fest, trotzdem erst ein kleiner Theil des Belastungsmaterials bekannt ist.*

„Halten Sie die Aussagen der Zeugen Niedel und Ernst für unbedingt glaubwürdig? Ist kein Irrthum möglich?“

„Jeder Irrthum ist völlig ausgeschlossen. Fragen Sie Jeden, der im Saale war; ausnahmslos Jeden! Die beiden Zeugen, auf die wir uns gestern beschränken mußten, haben eine solche Fülle überzeugender, überwältigender Details vorgebracht, daß irgend-ein Zweifel nicht mehr aufkommen kann. Wer nicht blind sein will, muß jetzt sehen, auf welcher Seite das ‚infam schmutzige System‘ zu finden ist, das Fürst zu Eulenburg mir in meiner Abwesenheit vor Gericht nachzusagen wagte. Der Fürst, der Fischerknechte und Soldaten zu schmutzigen & schlechtthafte verleitet und, als Vertreter Preußens in München, in seiner Wohnung durch Entgelt einen Soldaten veranlassen wollte, mit einem seiner Freunde die gräßlichste aller homosexuellen Handlungen zu begehen: Das ist der Mann, von dem in offener Gerichts-sitzung der Oberstaatsanwalt am Berliner Landgericht I gesagt hat, er sei ‚einer jener gottbegnadeten Menschen, die man lieben muß, wenn man sie sieht‘.“ Fürst Eulenburg hat schon W. N. N. von größerer Diplomatenersahrung, als ein Staatsanwalt sie zu besitzen verpflichtet ist, getäuscht. Immerhin hätte Geheimrath Nienbiel das Urtheil Bismarcks, der den Fürsten Eulenburg einen ‚Kinaden‘ nennt und oft auch mit demselben deutschen Wort gebrandmarkt hat, nicht gar so gering schätzen sollen. Mit welcher pflügenden Kunst Eulenburg seit elf Monaten auf mancherlei Wegen die Rechtspflege zu narren versucht hat, wird der weitere Verlauf der Sache lehren.*

„Wie denken Sie sich diesen weiteren Verlauf?“

„Den vermag ich natürlich nicht zu bestimmen. Die Anklage, die Eulenburg bereits im Dezember dem Justizrath Bernstein und mir androhen ließ, ist gegen Bernstein nun endlich erhoben worden. Mein Verteidiger, dem ich für seine Hingebung und Unererschrockenheit zu wärmstem Dank verpflichtet bin, wird gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens nicht den geringsten Einwand erheben. Er ist von der Gerechtigkeit meiner Sache felsenfest überzeugt und wird, wenn es noch dazu kommt, gern die Gelegenheit wahrnehmen, in öffentlicher Gerichts-sitzung unwiderleglich zu erweisen, daß seine Charakteristik des Fürsten Eulenburg dem Thatbestande durchaus entspricht. Der Prozeß Rolke wider Harden schwebt in der Revisionsinstanz. Wann und wie das Reichsgericht sprechen wird, weiß ich nicht. Ihnen ist ja bekannt, daß, mit einer Ausnahme, die namhaftesten Vertreter der Rechtswissenschaft, Kriminalisten und Civilisten, Theoretiker und Praktiker,

das zweite Verfahren gegen mich für rechtswidrig erklärt haben. Das hat insbesondere Professor Dr. Karl Binding, der berühmte deutsche Strafrechtslehrer, in seinem meisterhaften Defendatsprogramm (das jetzt, erweitert, im „Rechtssaal“ erschienen ist) gethan; und auf den selben Standpunkt hat sich, mit einem prinzipiell fest verankerten Beschluß, das Oberste Landesgericht im Königreich Bayern gestellt. Aber natürlich haben die höchsten Richter im Deutschen Reich das Recht nicht nur, sondern sogar die Pflicht, nur nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu urtheilen. Erklärt das Reichsgericht das Verfahren für korrekt, so hat es noch zu prüfen, ob die zahlreichen und gewichtigen Revisionsgründe, die ich geltend gemacht habe, nicht zur Aufhebung des Urtheils führen müssen. Und käme es auch bei dieser Prüfung wirklich zu einem negativen Ergebnis, so müßte die Königliche Staatsanwaltschaft am Berliner Landgericht I nicht die „objektive Behörde von der Welt“ sein, wenn sie nicht selbst auf Grund des Paragraphen 329 der Strafprozeßordnung die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragte. Das kann sie. Das muß sie in diesem Fall. Schon durch das Ergebnis der Verhandlung vom Ofterdinstag ist ja unzweifelhaft erwiesen, daß mir vor dem Landgericht Unrecht geschehen ist.“

„Werden Sie nun gegen den Fürsten Eulenburg eine Anzeige erstatten?“

„Ich möchte nicht gegen das Anstandsgebot des fair play verstoßen und will deshalb der Königlichen Staatsanwaltschaft zu ihren Entschlüssen Zeit lassen. Sie hat heute bereits so viel belastendes Material, daß sie von Rechtes wegen zum Einschreiten verpflichtet ist. Es ist Sache der Staatsanwaltschaft, für die Rechtssicherheit zu sorgen. Ich hoffe, nicht zum persönlichen Eingreifen genöthigt zu sein. Ich habe von Anfang an erklärt, daß ich nur das Unvermeidliche thun werde und entschlossen sei, mich von Schritt zu Schritt drängen zu lassen. Ich habe Schonung geübt, so lange es irgend ging, kann aber in meiner jetzigen Situation leider nicht nur auf die Stimme des Mitleids hören.“

„Mit dem Grafen Koltke hat der gestrige Prozeß nichts zu thun?“

„Richtig. Sein Name ist nur einmal genannt worden. Eulenburg wollte den Mann, den er zu unächtigem Umgang verleitet hatte, gern nach Breslau in das Militärregiment bringen, in dem Graf Kuno Koltke damals Offizier war. Warum er Das wollte? Ich kann darüber jetzt nichts sagen. Im Uebrigen glaube ich, daß kein halbwegs Unterfangener verkennen wird; heute, wo die homosexuelle Betätigung Eulenburgs erwiesen ist, sieht der Verkehr doch etwas anders aus, in dem die Freunde einander ‚mein Beliebter‘, ‚mein Alles‘ nannten; gewinnt der Taschentuchkuß und manches Theedetail ein anderes Ansehen; sind die Briefe, die, wie Fürst Eulenburg selbst gesagt hat, ‚in freundschaftlichen Empfindungen überschwellen‘, vielleicht doch nicht ganz so harmlos zu beurtheilen, wie die Vierte Strafkammer sie in ihrer Herzengüte beurtheilt hat. Ich erkläre Ihnen ausdrücklich, daß ich Alles aufricht erhalte, Wort für Wort, was ich über die Freunde geschrieben und in meinen Schlußvorträgen vor den Berliner Gerichten gesagt habe. Ich wollte schonen, wollte nur einen Einfluß beseitigen, der mir (und nicht mir allein) schädlich schien, die Privatexistenz dieser Herren aber nicht beeinträchtigen. Man hat mich daran gehindert. Mir bleibt keine Wahl. Trotz schlimmster Erfahrung habe ich die Zuversicht noch nicht verloren, daß ich mein Recht finden werde.“

„Sie sind also noch überzeugt, daß Ihr Kampf unvermeidlich war?“

„Können Sie zweifeln? Man hat von einer ‚hardenschen Mäx‘ gesprochen, die als Hirngespinnst erwiesen sei. Ist dies? Die Grafen Hohenau und Lynar sind der grüßlichsten Verirrungen überführt; Botichastrath Becomte war sogar der Berliner Polizei als aktiver Homosexueller bekannt; über Eulenburg kann das Protokoll der Münchener

Hauptverhandlung alle noch wünschenswerthe Auskunft geben. Was über den Grafen Bruno Mollke noch zu sagen sein wird, wird an der zuständigen Stelle gesagt werden. Ist die „hardensche Mär“ widerlegt? War es nötig, all diesen Dingen ein Ende zu machen? Und gab es dazu ein anderes wirksames Mittel? Vier Kanzler haben vergebens versucht, die eulenburgische Kettenpolitik zu beseitigen (die der Fürst mit der nun erwiesenen Kraft seiner Eidesleistung bestritten hat). Blieb einem Publizisten da eine andere Waffe als seine Feder? Lesen Sie heute unbefangen meine inkriminirten Artikel: und Sie werden zugeben, daß ich von dieser Waffe den behutsamsten und schonendsten Gebrauch gemacht habe. Ich habe alles Erdenkliche, unter Opferung meiner persönlichen Interessen, gethan, um dieses Ende ganz geräuschlos zu machen und allen Theilhabenden private Schädigung zu ersparen. Es sollte nicht sein. Nach heute aber habe ich keinen tieferen Wunsch als den: nicht gezwungen zu werden, noch weiter zu gehen.“

Der zweite Artikel ist acht Tage nach dem Prozeß erschienen und zeigt, wie in Bayern das in foro und draußem Geschehene beurtheilt wird:

Die gesammte deutsche Presse beschäftigt sich in diesen Tagen eifrig mit dem „Fall Eulenburg“. Nicht ohne Grund. Denn abgesehen davon, daß ein gerichtliches Urtheil, von dem man fast ohne Uebertreibung sagen kann, daß es unter der Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt ergangen ist, auf ungenügender Grundlage gebaut zu sein scheint: die frühere amtliche Stellung und der politische Einfluß des Fürsten Eulenburg, den vier Kanzler des Reichs vergeblich bekämpft haben sollen, lassen es geradezu nothwendig erscheinen, daß nicht „sein Charakterbild in der Geschichte schwankt“. Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, zu erfahren, wer er Weisensart der Mann ist, von dem lange Zeit hindurch die deutsche Politik in großen und kleinen Dingen beeinflusst worden ist. Es handelt sich nicht mehr nur darum, ob einem Publizisten durch ein ungewöhnliches Verfahren und ein strenges Urtheil Unrecht geschehen ist oder nicht. Jetzt gilt es, daß der Grundsatz „Gleiches Recht für Alle“ und damit das Vertrauen zu unserer Rechtspflege unerschütterlich bleibe und daß die Wahrheit, wem immer sie nicht genehm sei, nicht unterdrückt werde. Da es um den früheren Freund und Berater des Kaisers sich handelt, darf man sagen: die geschichtliche Wahrheit.

Aus all den (zum Theil verwirrenden und verwirrenden) Mittheilungen, die bisher gemacht worden sind, ergibt sich Eins mit vollkommener Sicherheit: Wegen den Fürsten Philipp zu Eulenburg liegt der Verdacht vor, daß er im Prozeß gegen Harden durch unwahre Aussage seine Eidespflicht verletzt habe. Befätigt sich dieser Verdacht, so ist ein Grund zur Wiederaufnahme des Verfahrens gegen den zu vier Monaten Gefängniß verurtheilten Herausgeber der „Zukunft“ gegeben. Denn die Reichsstrafprozessordnung sagt: „Die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil geschlossenen Verfahrens zu Gunsten des Verurtheilten findet Statt, wenn durch Beidigung eines zu seinen Ungunsten abgelegten Zeugnisses der Zeuge sich einer vorsätzlichen oder fahrlässigen Verletzung der Eidespflicht schuldig gemacht hat.“ Das selbe Gesetz bestimmt jedoch, daß eine Wiederaufnahme in solchem Fall nur dann zulässig ist, wenn der Zeuge wegen seiner Eidesverletzung en weder verurtheilt ist oder das Strafverfahren gegen ihn „aus anderen Gründen als wegen Mangels an Beweis“ nicht erfolgen kann. Also, zum Beispiel, wenn der Zeuge verstorben oder unauffindbar ist oder seine Eidesverletzung wegen Verjährung nicht mehr bestraft werden kann. Soll es al o (wenn das Reichsgericht die Revision Hardens nicht stattgibt) zu einer Wiederaufnahme (Das heißt: zu einer vor-

läufigen Aufhebung der ausgesprochenen Verurtheilung) kommen, so müßte zuvor Fürst Eulenburg wegen Eidesverletzung verurtheilt oder seine Verurtheilung aus einem jener Gründe unmöglich sein. Harden hat deshalb ein gesetzlich berechtigtes Interesse daran, die Strafverfolgung gegen Eulenburg durchgeführt zu sehen, um so mehr, da in seinem Prozeß die Aussagen des Fürsten von größter Bedeutung für die Feststellung des Thatbestandes und somit für die Schuld- wie für die Straffrage gewesen sind.

Was über die Art, wie der „Fall Eulenburg“ bisher amtlich behandelt wurde, bekannt geworden ist, muß, wenn es zutreffend ist, die schwersten Bedenken erregen. Wenn thatsächlich die berliner Staatsanwaltschaft, wie sie offiziös mitgetheilt hat, schon seit dem zweiten Hardenprozeß gegen Eulenburg Ermittlungen pflegt, um festzustellen, ob der gegen ihn vom Justizrath Bernstein in der Hauptverhandlung dieses Prozesses ausgesprochene Verdacht der Eidesverletzung begründet sei, so muß zunächst gefragt werden, wie die selbe Staatsanwaltschaft dann dazu kommt, den Fürsten mit seinem Strafantrag gegen Justizrath Bernstein nicht auf den üblichen Weg der Privatklage zu verweisen, sondern die Verfolgung jener „Beleidigung“ als im öffentlichen Interesse gelegen zu erachten.

Es muß ferner gefragt werden, wie die Staatsanwaltschaft dazu kommt, unter solchen Umständen thatsächlich die Anklage gegen Justizrath Bernstein zu erheben und in dieser Anklage den Fürsten Eulenburg als Zeugen zu benennen, damit er in der Hauptverhandlung eidlich die Aussagen wiederhole, wegen deren die selbe Staatsanwaltschaft gleichzeitig Ermittlungen gegen ihn anstellt.

Diese Ermittlungen selbst aber geschahen bisher auf Wegen, die in solchen Fällen wohl noch nie betreten worden sind. Man fragt den Schlossherrn von Liebenberg, gegen den die Ermittlungen sich richten, ob er den damit betrauten Beamten empfangen wolle, und auf die gütig erteilte Erlaubniß hin wird der Beamte sein Tischgast. Dann werden die Ermittlungen in Bayern betrieben, ohne daß irgendein bayerisches Gericht, irgendein bayerischer Richter Etwas davon erzählt und ohne daß der „Ermittlungsrichter“ in Anspruch genommen wird.

In München vernimmt ein Polizeikommissar, in Starnberg der dortige Bürgermeister die Zeugen: in einer nach jeder Richtung wichtigen Weineidsache, in der überdies, wie die Vernehmung des Zeugen Ernst gezeigt hat, der Feststellung der Wahrheit mächtige, nur durch den unabhängigen Richter zu überwindende Einflüsse im Wege stehen.

Mag dieses Vorgehen formell auch nicht unzulässig sein. Aber die Reichsstrafprozeßordnung bestimmt: „Erachtet die Staatsanwaltschaft die Vornahme einer richterlichen Untersuchungshandlung für erforderlich, so stellt sie ihre Anträge bei dem Amtsrichter des Bezirkes, in welchem diese Handlung vorzunehmen ist.“

Bis jetzt hat die berliner Staatsanwaltschaft, wie es scheint, solche Anträge nicht gestellt. Sie hat also in Bezug auf den Fürsten Eulenburg, gegen den sie seit Monaten wegen Verdachtes der Eidesverletzung recherchirt, die Vornahme einer richterlichen Untersuchungshandlung nicht für erforderlich gehalten. Und doch ist gerade der Richter in solchen Fällen „erforderlich“. Nur er darf den Zeugen zur Herbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage beidigen. Nur er besitzt die nothwendige Erfahrung und Autorität, um eine möglichst wahrheitgetreue Aussage zu erhalten. Nur er ist jeder Möglichkeit, eine Direktive zu empfangen, gesetzlich entzogen.

Das Gericht hat den belastenden Aussagen der Zeugen Riedel und Ernst vollen Glauben geschenkt. Der berliner Oberstaatsanwalt hat nicht etwa die Verhaftung des durch die Aussagen so schwer Belasteten wegen Flucht- oder Kollisionsgefahr verfügt oder

von der gesetzlichen Bestimmung, daß bei Verbrechen der Fluchtverdacht einer besonderen Begründung nicht bedarf, Gebrauch gemacht. Er hat vielmehr offiziös geäußert, er hoffe, daß es dem Fürsten gelingen werde, die Sache aufzuklären. Nicht jedem eines Verbrechens dringend Verdächtigen wird so freundliche Hoffnung von der Anklagebehörde ausgesprochen.

Justitia fundamentum regnorum.

Das ist ein Symptom süddeutscher Stimmung; keins von den heftigen. Die Sorge um die Rechtsicherheit ist, hundert Briefe haben mich in dieser Woche gelehrt, in Nord und Süd sehr groß geworden. Die Sorge müßte ins Riesenausmaß wachsen, wenn die Interviewer den Oberstaatsanwalt, der sie empfing, richtig verstanden hätten. Das kann nicht sein. Das für möglich zu halten, hat Herr Isenbiel in seinem Amtsleben bis heute nie Anlaß gegeben. Die Journalisten haben seine Worte mißhört. Sicher. Die Staatsanwaltschaft, hieß es, könne nichts thun, weil sie die Münchener Akten nicht habe? Sie braucht die „Akten“ gar nicht (die in diesem Fall nur das Sitzungsprotokoll und das amtsgerichtliche Urtheil umfassen); sie brauchte am Morgen nach der Hauptverhandlung telephonisch nur den Wortlaut und die Glaubwürdigkeit der Aussagen festzustellen: und konnte dann ihres Amtes walten; mußte. Wenn die Anklagebehörde, der die Kunde von einem Verbrechen gekommen ist, den Einlauf der Akten abwarten mußte, gewöhnen neun Zehntel aller Verbrecher ihr Spiel. Der Oberstaatsanwalt hofft, dem Fürsten zu Eulenburg werde die Aufklärung der Sache gelingen? In der Herzkammer mag er solche Hoffnung hegen; öffentlich hat er, als Haupt der Anklagebehörde, nicht fromme Wünsche für einen doppelten Meineides mindestens dringend Verdächtigen auszusprechen. Eben so wenig die unter dem Eid geleugnete Handlung als verzeihlich, die ihm unbekanntem Zeugen als nicht glaubwürdig hinzustellen. „Wie viele Menschen müssen sich solcher Jugendünden anklagen!“ Wirklich? Wohl schleicht Dnans Schatten durch Schulen und Internate. In München ist erwiesen worden, daß Graf Philipp zu Eulenburg als Gesandtschaftssekretär, Geschäftsträger des Königs von Preußen, Vater dreier Kinder unverdorrene Burschen zu perversem Geschlechtsverkehr verleitet und in seiner Wohnung einem Freunde (dessen Name genannt werden muß) einen Soldaten verknüpelt hat. Solcher Jugendünden müssen sich am Ende doch nicht viele Menschen zeihen. Man muß die Aussagen erst nachprüfen? Man mag; man muß nicht. Eine beeidete, vom zuständigen Gerichtshof als glaubwürdig angenommene Zeugenaussage hat volle Beweiskraft, bis ihre Unrichtigkeit nachgewiesen ist. Und in unserem Fall handelt sich nicht um einen Zeugen, sondern um zwei; um zwei Menschen, die, gegen ihr eigenstes Wirthschaftsinteresse, im Dienst

der Wahrheit und aus Furcht vor dem Zuchthaus geschworen haben. Nur um zwei? Der Zeuge Bollhardt, den das Gericht der Ersten Gardedivision als glaubwürdig beeidete und dessen Angaben die Grafen Lynar und Hohenau nicht bestreiten konnten, hat mit zäher Bestimmtheit behauptet, Eulenburg habe die „Schmutzereien“ dieser Herren mitgemacht; und der Fürst hat sich geweigert, sein Antlitz diesem Manne zu zeigen. Geheimrath Schweninge hat beeidet, daß die Fürsten Otto und Herbert Bismarck „oft von einer geschlechtlich abnormen Veranlagung Eulenburgs gesprochen haben, die ihn, verbunden mit einer Neigung ins Mystische, nebelhaft Schwärmerische, nicht zum Vertrauten eines regirenden Herrn qualifizire“. Die Zeugen Kriminalkommissare von Treßkow und Kopp haben erklärt, ihnen sei vom Polizeipräsidenten verboten worden, die Gerüchte, die über Eulenburgs Sexualleben umliefen, zur Kenntniß des Gerichtes zu bringen. Derwegen Rauferei, Ruhestörung, Groben Unfugs vielfach, wegen Beleidigung einmal bestrafte, unehrenhaften Handelns nie auch nur ernstlich verdächtigte Milchhändler Georg Niedel hat, unter Anführung vieler Details, die sämmtlich die Nachprüfung bestanden, erzählt, wie er von Eulenburg verführt und verkluppelt wurde. Der Zückermeister Jakob Ernst, ein unbescholtener, geachteter, dem Fürsten verpflichteter, in dessen Sold stehender Mann, hat nach langem Sträuben bekannt, daß Eulenburg ihn mit dem selben Köder gefangen, zu den selben Schmutzereien mißbraucht habe. Das hat dieser Mann, der den Liebenberger seit sechsundzwanzig Jahren so genau kennt wie in glücklicher Ehe eine Hälfte die andere, erst gestanden, als die Furcht, Fürstengunst und Kastellanposten zu verlieren, von der Angst vor naher Meineidsstrafe überdröhnt wurde. Ist's genug? Noch nicht. In dem münchener Schöffengerichtssaal sah ein Anwalt als Vertreter Eulenburgs. Um zwölf Uhr konnte Niedels Aussage in Liebenberg bekannt sein. Ein Unschuldiger hätte sofort an das Gericht telegraphirt; hätte verlangt, dem Schuft oder Tollhäußler, der ihn so aberwitzig schmähe, gegenübergestellt zu werden. Fürst Philipp zu Eulenburg hat sich nicht gerührt. Auch nicht nach Ernsts Aussage. Die Sitzung hat bis in die siebente Abendstunde gedauert. Kein Lebenszeichen. Keins am nächsten Tag. (Die Behauptung, der Fürst habe eine Depesche an das münchener Gericht gesandt, war erlogen.) Acht Tage sind vergangen: und Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, hat noch nicht gewagt, die Aussagen der Starnberger zu bestreiten. (Auf die Panzirungen seines Herrn Lämmel wird fortan schärfer zu achten sein.) Ich glaube, es ist genug. Glaube, der Fürst ist überführt, nicht nur dringend verdächtig. Glaube, daß jeder so schwer belastete Bürger am Tag nach dem münchener Termin verhaftet wor-

den wäre. Bin aber auch gewiß, daß Geheimrath Zienbiel nicht gesagt hat, was die Schnellschreiber ihn sagen ließen. Er hat ein Amt, eins der wichtigsten und edelsten im Reich, und einen reinen Namen zu verlieren. Daß er in Starnberg dem Bürgermeister, in München Kriminalschußleuten die Zeugenvernehmung übertrug (die erste Vernehmung, die den Zeugen festlegt, fordert mehr Takt, Menschenkenntniß, Energie und Selbständigkeit als jede später folgende), ist seltsam; beweist aber noch nichts gegen seinen festen Willen zur Wahrheit. Ihm, den der schlaue Fürst charmirt und aus dem sicheren Gleis der Strafprozeßordnung gelockt hat, wird es wohl schwer, diese Sache wie eine andere, alltägliche zu behandeln. Durchlaucht, Schwarzer Adler, Jahrzehnte lang der dem Kaiser Nächste: wer einen solchen Mann eines nur im Zuchthaus und mit dem Verlust der Ehrenrechte zu ahndenden Verbrechens anklagen muß, hat das Bedürfnis, vorher die winzigste Zweifelsmöglichkeit zu tilgen. Doch der Thatbestand ist so deutlich erkennbar, daß neue Ermittlung unnöthig, der Antrag, die Voruntersuchung zu eröffnen, unvermeidlich ist. Der perverse Geschlechtsverkehr ward erwiesen: und daß dieser Beweis den des eulenburgischen Meineides einschließt, hat Herr Zienbiel in seinem Plaidoyer mit Stentorstimme ins Land gerufen. Er mied wohl den Schein, im Zorn des persönlich Getäuschten zu handeln. Hat die Voruntersuchung beantragt und war froh, die ekle Sache an einen unabhängigen Richter abgeben zu können, der nun das zur Sicherung des Beweises und zum Schutz vor Kollusion Erforderliche nach bestem Wissen zu verfügen hat. In aller Stille wohl schon am Wochenende. Längeres Säumen könnte in diesem Fall dem mächtigsten Kuntator gefährlich werden.

Richt der Sache. Die ist so gut, so stark, daß selbst der böseste Wille ihr nicht zu schaden vermöchte. Daß sie aus eigener Kraft gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzen muß. Was auch geschehen mag: ich bin ruhig. Wollt Ihr noch mehr Zeugen? Ihr sollt sie haben. Zeugen von der Höhe und aus der Tiefe der Gesellschaft. Nur sorgt dafür, daß ihnen die Zunge gelöst wird. Keiner drängt sich zum Bekenntniß perversen Geschlechtsverkehrs; und das jah aufflammende Rechtsgefühl, das den oft gebüttelten Milchmann Riedel zu dem Versuch trieb, unter Gefährdung seines Behagens einen Menschen vor Strafe zu retten, ist leider allzu seltene Waare. Wollt Ihr Aussagen über später Geschehenes? Ihr könnt sie hören. (Habt aus dem Munde des Fischermeisters ja schon gehört, daß die Mutualität zwei Jahrzehnte überdauert hat, von Jugendsünden also nicht geschwaht werden darf.) An Beweisen solls nicht fehlen. Alle werden das selbe typische Bild der Verführung zu Homosexualverkehr bieten. Daß Ihr noch mehr Beweise fordert, ist unflug. Die gelieferten

könnten genügen. Euer die Schuld an neu entstehendem Lärm. Ihr tragt die Last der Verantwortung. Seit sechs Jahren häufen sich mir die Beweise. Keinen habe ich je freiwillig ans Licht gebracht. Ein Duzend Hefte konnte ich mit „sensationellen Enthüllungen“ füllen; und ließ diese Dinge im Dunkel. Das war kein Verdienst. War von ernster Pflicht geboten. Als die durch den Ritt normwidriger Männerfreundschaft Verbundenen, in deren Gemeinschaft der Vertreter einer feindlichen Großmacht aufgenommen war, sich allzu dreist um die im Reich sichtbarste Stelle drängten, that ich wieder, was Pflicht befahl. „Für das dramatische Temperament unseres Kaisers ist die Sorte besonders gefährlich“: mehr als einmal hatte Bismarck mir gesagt. Verleis und behutsam unternommene Versuch gelang. Im Mai 1907 war Alles in Ordnung; endlich die Luft wieder rein. Schritt vor Schritt hat Euer dummes Büthen mich seitdem auf einen Weg gedrängt, den ich nicht gehen wollte. Ihr verschriet mich, wolltet mich in den Koth zerren, in dem Euch so kanibalsch wohl ist, trachtetet, das Werk harter Arbeit zu schänden, den Verhassten hinter Eisengittern morsch zu machen, und prieset die süße Sippe wie eine Bruderschaft heiliger Helden. Freut die Jahresbilanz Euer Auge? Ging es nach mir, dann sahen die Kränkenden an ihrem Herd, fern von Kaiser und Reichsgeschäft, und trieben, was ihnen gefiel. Doch Ihr ruhet nicht; und die Staatsgewalt war wieder einmal zu schwach, Euch in den Pferch zurückzuzwingen. Phili war Euer Heros. Ihr jauchztet, als er sich seines urgermanischen Freundschaftsgefühl (für Zahrenheit und Rothschild, Riedel und Ernst und all die Anderen) rühmte. Zohltet dem Schänder deutschen Wesens Beifall, als er, der glorreiche Komoediant, mit umflorter Stimme rief: „Ein Hieb ist der deutschen Freundschaft versezt, in das Edelste, was wir Germanen haben, ist Gift geträufelt!“ Und thatet, als glaubtet Ihr den Eiden, die mich ins Gefängniß bringen sollten; glaubtet seiner feierlichen Lazarethpantomime. Noch einmal wollte er schwören (weils ihm gar so bequem gemacht ward); mich zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilen lassen und den tapferen, sauberen Mann, der mich vertheidigt und in redlicher Empörung ein rasches Wort gesprochen hatte, um sein Ansehen prellen. Nun wars genug. Der Tag des Gerichtes gekommen. Der Skalde, Fasanenjäger und Krückenstimulant wird mit seinem Gurren dem Reich nicht mehr schaden, mit seinen Meideiden die Rechtspflege nicht mehr entehren.

Hohenau und Lymar, Eulenburg und Lecomte: Das, Herr Oberstaatsanwalt, ist das Ende der „hardenschen Mär“. Vier Häupter sanken bleichend vom Kumpf. Nur ein hehrer Held bleibt dem berliner Prehtroß. Er mag ihn wahren.

Im australischen Kohlenschacht.

Es war ein Tag nationaler Trauer, als ich in meinem schlichten Arbeitsgewand mit meinem Bündel Habseligkeiten das Boot in Newcastle, dem Cardiff Australiens, verließ. Bekümmerniß lag auf den Gesichtern, an allen Ecken standen die Menschen zusammengerottet, gestikulirten und sprachen lebhaft. War der König erkrankt? War ein beliebter Staatsmann geschieden? Hatte das gehaßte ränkefüchtige Japan (man stand eben in den Zeiten des amerikanisch-japanischen Konfliktes) das Heimathland wieder übertölpelt und einen Schachzug näher dem bedrohten Australien gethan? Die Telegramme, die an allen Ecken klebten, kündeten lakonisch: „Burns besiegte Squire“: der Abgott der australischen Jugend und Mannbarkeit, der Boxerchampion Englands, Afrikas und Australiens war in San Francisco unterlegen. Einst Bergarbeiter in Newcastle, war er durch die Kunst seiner Fäuste zum australischen Idol geworden; und wie die Niederlage eines Feldherrn wurde sein Fall betrauert. In den beleidigten Nationalstolz mischte sich das Mißvergnügen verlorener Wetten; man sprach von Hunderttausenden Pfund Sterling, die auf dem Spiel standen. Die beiden Namen verfolgten mich den ganzen Tag; noch als ich in dem schmutzigen Quartier der Heilsarmee eine von Ungeziefer gestörte Nachtruhe hatte, hörte ich von den späten Bettgängern in rücksichtslos lautem Gespräch das Tagesereigniß in alter Monotonie besprechen. Ist denn das ganze australische Volk von Sportgelüsten schon von höheren Dingen abgezogen? Fast sollte man es meinen, da diese Leidenschaft Einem auf Schritt und Tritt begegnet; mußte ich doch lächeln, als ich am nächsten Tag bei einer schlichten Bergarbeiterfrau mich einmietete, nach dem Alter zweier frischen Jungen fragte und die Antwort erhielt: „Es sind Zwillinge, am Tage der ‚Cleansweap‘ geboren.“ Die Römer benannten ihre Zeiten nach den Konsuln, die Australier nennen einen Pferdekopf des Melbourne Cup: Cleansweap hatte ihn vor acht Jahren gewonnen.

Am nächsten Morgen war ich einer der Gnomen in der Tiefe, die der Weltindustrie die Feuernahrung fördern. Meine neuen Freunde, die ich gestern in Speisehaus und Bar, auf der Straße wie im Nachtquartier von Spielerleidenschaft ergriffen sah, stellten sich im Dunkel der Arbeitsstätte doch als bessere und tiefere Menschen dar; mit dem Griff zur Pickaxe und Schaufel kehrt unwillkürlich der Ernst des wirtschaftlichen Lebens zurück und verläßt den Mann kaum, bis er zum letzten Sonnenstrahl an das Tageslicht zurückgefahren wird.

Einst war der Bergbau der Beruf der Betrachteten; die griechischen Gefangenen mähten sich in den Silberwerken Laurions; die Gefahr und Qual der Arbeit hat sie Jahrhunderte lang gemieden sein lassen, und wenn auch längst die bittere Noth die Hungernden in die Schächte gezwungen hat, so galt doch von ihnen, daß sie im stumpfen Werk in niedrigen Gängen, beraubt

des veredelnden Lichtes, die schwerste Lohnarbeit verrichten und in der Gleichförmigkeit des Schaffens verkommen. Hat man je von Meisterfingern der Tiefe gehört? Doch wie haben sich die Rollen vertauscht! Das Gewerbe des Tages hat sich in den Maschinenprozeß verwandelt und zermalmt den Geist, der einst im Handwerk zu idealem Fluge fähig war; in der Grube ist die Arbeit seit Jahrtausenden fast unverändert geblieben und vergleicht sich heute günstig mit dem Schaffensprozeß anderer Tätigkeiten. Der Kohlenhauer sieht das Werk seines Fleißes in geschürfter Kohle, der Schachtarbeiter, zu denen ich mich zählte, freut sich an den Schienengleisen, die seine Hand gelegt, der Fuhrmann überblickt mit einem gewissen Stolz die Reihe der mit Kohle beladenen Wagen, die er dem Ausgang zuführt: überall steht ein Erfolg vor Augen; der Gesamtprozeß des Grubenwerkes, so schlicht und einfach er auch sein mag, erfreut und befriedigt die Arbeiter. Während in der Industrie eine unbewußte Teilnahme am unbekanntem Gesamtwerk sich findet, bleibt hier der Arbeiter ein antheilbewußtes Glied des Ganzen. Die psychologische Wirkung dieser denkenden Arbeitsthätigkeit ist ein selbständiger Charakter mit Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein: ein Klassenstolz spritzt daraus, wie er kaum in einem anderen der muskeltätigen Berufe sich findet. Freilich droht auch hier die moderne Technik einzutreten und Kohlschneidemaschinen, wie wir sie in unserem Bergwerk hatten, drohen die Kräfte des Denkens durch mechanische Griffe zu verdrängen.

Aus all den Berufen, in denen ich in Australien arbeitete, ist mir der des Bergarbeiters als der intellektuell höchststehende erschienen; er nimmt tiefes Interesse an den Wirtschaftsverhältnissen und wagt einen kühnen Blick in das Reich sozialistischer Ideen. Der landwirtschaftliche Arbeiter hat die Schladen patriarchalischen Konservatismus an sich, und wenn er in Abhängigkeit auch an Gewerkschaft und Sozialreform Interesse nimmt, so bringt ihn eigener Besitz später doch auf die Seite der einst von ihm gescholtenen Bedränger. Das traumverwobene Goldgraben läßt zu wenig Ideenlust an realen Wirtschaftsverhältnissen; die Noth muß groß sein und die Bedrängung drückend, wenn der Goldgräber sich aktiv in die Reihen der Kämpfer stellt. Der Industriearbeiter berauscht sich vielleicht an blutrothen Zukunftsideen; oft aber hat ihn seine geisttötende Arbeit unfähig gemacht, mitzudenken an den Problemen, oft hat ihn die Verfolgung, die er um seine Gewerkschaftsideale erdulden mußte, abgestumpft und aus einem tapferen Kämpfer von starker Lebenswärme ist ein verdrossener Zuschauer geworden. Das Leben in der Stadt, das den Industriearbeiter umgiebt, hat auch zu viele niederen Instinkten dienende Anreize, um hohen Idealen Raum zu lassen.

Der Bergmann ist aus besserem Stoff. Der Schacht ist sein Reich. Hier arbeitet er ungestört; keine Aufsicht von Unternehmern oder feilen Schreibern stört seine Gedanken und Reden; wer da dem Bunde der Bergmänner sich

anzieht, ist ein Rituerschwotener, dem Berrath Verachtung brüchle. Konnten wir in der Fabrik unsere Ideen oft nur im Flüsterton tauschen: hier sprach man frei aus, kein unberufenes Ohr lauschte und in der Pause zwischen den ermüdenden Streichen in die glänzende Kohle gab es sabianistische Debatten. Gegenstände, die ich an keiner Arbeitsstätte besprochen hörte, wurden hier verhandelt: vom Erziehungswesen bis zur Alkoholfrage, von der Veredelung der Familie bis zum Frieden der Völker waren die weitgesponnenen Ideen geführt.

Wenn gerade gewerkschaftliche und sozialistische Anschauungen hier mehr als sonst geäußert wurden, so liegt Das in den Verhältnissen des Berufes. Die Schürfer sind nach der Tonne gezahlt und sehen sich in ihrem sauer verdienten Erwerbe durch willkürliche Urtheile der Unternehmer gefährdet: zur Abwehr diene der Zusammenschluß der Arbeiter, der dem Unternehmer gewerkschaftliche Kontrolorgane an die Seite stellt und jede Kritik der Kohle, ob mehr oder minder rein gehauen, der Gegenprüfung durch seinen eigenen gewerkschaftlichen Vertreter unterzieht. Der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Zusammenstehens verschloß man sich nicht, und da abspenstig machende Contreminen von den Unternehmern nicht mit gleichem Erfolg gelegt werden können, so ist Jeder, der die Achtung seines Nebenarbeiters gewinnen will, sein Bruder in der Gewerkschaft. Ein großer Unternehmer sagte mir einmal: Der Gewerkschaft bleiben nur Menschen fern, die zu geizig und zu selbstüchtig sind, um mitzukämpfen, aber charakterlos genug, um an dem Ertrungenen theilzunehmen.

Und sollten nicht bittere Ideen gegen die Wirtschaftordnung aufkommen, wo jede Stunde Lebensgefahr bringt und an dem Lebensmark zehet? Eines Tages verlegte ein Kohlenklumpen beim Herabfallen das Rückgrat des Bergmannes; sie begruben ihn am nächsten Tag. Die an den Drahtseilen einher-eisenden Kohlenwagen ersakten einen Jungen und machten ihn zum Krüppel auf Lebenszeit. Mein eigener Hausherr ging frohgemuth nach des Tages schwerer Würde dem Ausgang zu, als ein scheues Pferd ihn zu Boden stieß, daß er Monate lang zwischen Leben und Tod schwebte. Die dumpfe Luft, geschwängert mit dem Pulverdampf und dem Rauch der Talglampen, kürzt den Athem und wirft die Arbeiter nach zwei Duzend Jahren harter Grubenarbeit asthmatisch, aufgebraucht und erwerbsunfähig auf die Straße. Die nassen Schächte krümmen die Glieder in Nicht: hatte ich doch selbst drei Tage in einem Gange zu arbeiten, wo das Wasser handtief stand und von der Decke herabspritzte und rieselte, hundertzwanzig Fuß über meinem Kopf wogte der Djean und das kalte Salzwasser durchnäßte mich nach den ersten zwanzig Minuten des Arbeitsbeginnes; und abends hatte ich durch die zugigen Schächte heimzugehen. Muß sich Rheumatismus da nicht an die Glieder heften?

Australien hat nicht die Fürsorge gegen Krankheit und Unfall, die Deutschland vorsieht; der mittellose Kranke wandert ins Spital und erhält ein Täfelchen

mit „Pauper“ über seinem Bett (und wie bitter empfindet ein Armer, wenn man ihn bloßstellt), der Invalide hat sich mit einer Riesenprämie von acht Shilling zu begnügen; der Krüppel aber, und wenn er die höchste Pension erhält, hat eben doch all Das verloren, was das Leben werthvoll macht und ihn seiner Familie ein brauchbares Glied sein läßt. Er ist von seinem Beruf entmannt worden. Und dieses Schaffen dient zur Bereicherung Tausender, die nie eine Stunde lang Gefahr dräuendes Kohlenhauerleben kosteten.

Wenn den Arbeitern der Kohlengrube, die das ganze Werk selbst thun und beherrschen, sich die Ansicht aufdrängt, daß die Herren zu viel Unternehmergewinn einheimfen, daß die Unternehmungen, wenn nicht von der Gesamtheit der Arbeiter, so doch vom Staat getrieben werden sollten, so folgen sie hierin Eingebungen der täglichen Erkenntniß; der Industriearbeiter dagegen bewundert, mag er sich eingestehen oder nicht, den gewaltigen Organismus, der das Gesamtwerk zusammenhält; und mag er den Uebergang der Production in die Allgemeinheit noch so oft von der Rednerbühne preisen hören: er steht einem Räthsel gegenüber, wenn er diese zukunftsfrohen Gedanken in seine enge Alltagswelt zu versetzen unternimmt.

In der Kunde der Bergleute findet man kaum himmelanstürmende Reformen. Man wagt sich kaum zu gestehen, wie bescheiden der Arbeiter ist, wie er zunächst nur nach einem Zustande trachtet, der kaum besser als der heutige ist. Die Gewerkschaft ist sein Stolz und seine Zuversicht; mit ihr will er nach Recht und Gesetz vorwärtskommen. Die Gewerkschaft ist das sicherste Antidoton gegen tollkühnen Umsturzwaan; man begreift, wenn kühne Sozialisten in diesen Verbänden ein Hemmniß sehen, man steht aber einem Räthsel gegenüber, wenn man Unternehmer und Staat die Gewerkschaft bekämpfen sieht, die ihnen als bester Pfeiler dient. Es brauchte nicht der Wahrsagung Sinclairs in seinem Jungle, um zu erkennen: „Wo die Gewerkschaft zusammenbricht, liegt das Morgentoth der blutigen Revolution.“ Wenn die Arbeiter nichts mehr haben, was ihnen hilft, dann kann ihnen „Alles gestohlen werden“; die Verzweiflung des steuerlosen, von den Wogen des Kapitalismus überwältigten Schiffers achlet keines Schredens mehr; die ziellose Orgie des Umsturzes ist ihm gerade das rechte Ende.

Falsch wäre der Glaube, daß der Arbeiter nur in der Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse sein Lebensziel sieht: er hat ein vielleicht Manchem unbewußtes Streben nach Höherem, nicht nur nach primitivem Genußleben. Der Verzicht auf Freuden der Natur, auf Lust und Licht läßt wohl am Abend des Arbeitstages die niederen Lebensinstinkte des Bergmannes besonders heftig erwachen: er sucht nach Gesellschaft, nur um die Einsörmigkeit der wenigstöppigen Kameradschaft im Schachtesdunkel zu vergessen; gedankenloser Hummel durch lebendige Straßen, der Blick in bunte Läden ist ihm ein

Anreiz; die geistigen Getränke beleben seine Phantasie, die vom Schwarz der Kohlenmauern niedergedrückt wird; die Schaaren der Kinder zeigen, wie das leicht erkaufte Vergnügen in seiner Ehe sich vordrängt; den ganzen Tag von seiner Familie getrennt, ist es der müde Körper, der keine Kräfte für geistige Gemeinschaft mehr bewahrt hat und der Ehe den idealen Gehalt nimmt: *matrimonium est communio corporis et animi* ist der unwahr gewordene Wille des römischen Rechts; die moderne Wirthschaft hat das Leibliche vordrängt, das Geistige zermahlt; besonders beim Bergmann. Gerade er aber empfindet den Druck seines Lebens: er ist von der Sinnlichkeit des Familienlebens übersättigt, von dem Zauber der Berauschung angewidert, von den leeren Vergnügungen gelangweilt. Wo sind die öffentlichen Bibliotheken, wo sind die Konzerte, wo sind die billigen Schaubühnen und die anderen Mittel, die dem Arbeiter ein geistiges Leben spielend ermöglichen könnten?

Noch thut der Staat, thut die Gesellschaft zu wenig, um die in jedem Arbeiter schlummernden Ideale, den Drang nach Individualität zu wecken. Aufklärung erscheint ihnen wie Kraftverleihung an unerwünschte Mächte, Unwissenheit wie Bannung der kommenden Zeit. Die Wächter von heute wollen immer noch nicht glauben, daß die Arbeiter die Herren von morgen sind. Diese haben sich so lange von der klassenbewußten Intelligenz und den politischen Unternehmerparteien gängeln lassen, daß sich Viele in dem verhängnisvollen Bahn wiegen, so werde es immer bleiben. Wie sollen die stumpfen Massen herrschen? Doch schon dämmert das Bewußtsein der Macht den achtzig oder neunzig Prozent der Bevölkerung, die in körperlichen Diensten ihre Muskeln regen, und die politische Demokratie, wie sie in Australien ihren stärksten Ausdruck gefunden hat, ist die nothwendige Folge der Kräftekenntniß. Noch stellen sich heute die alten Führer der Politik und Wirthschaft in die Dienste der wirklichen Demokratie. Bald werden die Arbeiter fordern, daß ihre eigenen Männer, ihr eigenes Denken und Empfinden herrschen. Laßt uns die kommenden Reister bilden! Man braucht nicht zu fürchten, daß ein Arbeiterstaat weniger idealistisch sein wird. Der Arbeiter hat kein geringeres Streben nach dem Licht der Sonne als der Manichäer oder der Bächergelehrte; doch es wird lange, sehr lange dauern, bis er Tenen gleichsteht, die Jahrhunderte lang das Privilegium der Schöngesterei für sich ausgebeutet haben. Es bedarf der raschen That, Aufklärung und Idealismus auf dem breiten Boden zu nähren, damit nicht die Macht des Arbeiters sich brutal übt, zu früh, ehe ihm die Kultur seiner Zeit noch zur Wesenheit geworden ist. Die Veredelung der besten Pflanze unserer Wirthschaftsgemeinschaft, des Arbeiters, ist die nothwendige Voraussetzung der Kulturzukunft unserer Nationen.

Der Bergarbeiter wird zur Avantgarde der neuen demokratischen Wirthschaftsepoche gehören; er ist es, der in den Vereinigten Staaten die von Unter-

nehmen bestochenen bürgerlichen Parteien verurtheilt und mit seinen Millionen freieitliebender, selbständiger Köpfe die Fahne des Sozialismus enthüllt hat; er steht auch in Australien auf dem Sprunge und die Verschwörung gegen die alte Zeit reißt im dunklen Schacht. Sozialismus: soll es der Zuchthaus- und Kasernensozialismus, in dessen Rahmen die kommende Zeit so einfach und unwürdig gedacht wird, oder ein Sozialismus mit kontrollirten Wirtschaftsfunktionen und freiester Individualität der Einzelnen sein? Der Engländer hat in seinen Adern nicht das Sklavenblut, das in anderen Nationen durch Jahrhunderte gezüchtet wurde; er ist mehr Individualist und es ist wohl aus der Seele jedes Angelsachsen geschrieben, wenn Oskar Wilde in seinem Hochgesang auf Individualismus, in des „Mannes Geist unter Sozialismus“ (the soul of man under socialism) schreibt: „Es ist herzerreißend, zu denken, daß tyrannischer Sozialismus (Authoritarian Socialism) uns in Sklaverei zurückbringen soll. Ist es nicht kindisch, das soziale Problem durch Freiheitberaubung des Einzelnen zu lösen? Zwangsarbeit wird für keinen Menschen gut sein, nicht für Den, der sie thut, noch für Den, zu dessen Nutzen sie gethan wird, noch gut in sich selbst. Wir bedürfen dringend der größten Freiheit.“ Aber auch kluger und selbständiger Menschen; ihrer am Meisten. Denn nicht viel wäre gewonnen, wenn wir nur sozialistische für kapitalistische Unfreiheit eintauschten.

Newcastle in New Südwaales.

Dr. Robert Schachner.



Die schönste Kirche.

Im sie zu sehen, mußte ich an einem grauen Morgen durch die wiener Vorstadt. Bis dorthin, wo Platz für das freie Gelände wird und trotz dem milden Wetter das Gras frieren steht und die weiße Schneedecke erwartet. Dann liegt Wien, liegen die weitgedehnten Häusermassen weit zurück und über einen Feldweg geht man an einer tristen Friedhofsmauer entlang ans Ziel, wo schon die goldene Kuppel leuchtet, die goldene Kuppel der schönsten Kirche, die in dieser fernen Nachbarstadt von Wien aufgebaut worden ist.

Eine ferne, neue Stadt. Und noch fehlen ihr die Bewohner, deren Schicksal doch vorausbestimmt ist. Denn hier ist's nicht wie in anderen Städten, daß den Menschen das Geschick noch verschieden fallen mag, sie in die Höhe streben und gelangen dürfen oder hinabgleiten müssen in Dunkel und Wirrsal. Einem, der bald hier in der kleinen Stadt, die man uns Wienern zu guter Nachbarschaft hingebaut hat, ansässig wird, ist das traurige Loß schon gefallen. Er muß dableiben, darf nicht zurück nach Wien; und deshalb ist Dies eine Nachbarstadt und eine ferne Stadt zugleich. Denn kaum Einer von vielen Hunderten kehrt zurück, denen einmal

bekannt war, in den lichten, freundlichen, nach neuer Art gebauten Häusern zu wohnen. Gärten, Rasenflächen dehnen sich zwischen den Gebäuden, bunte neue Drude von guter Künstler Hand schmücken die Wände, in denen, hinter sicherem Verschluß, die Pflöge dieser neuen niederösterreichischen Landesirren- und Pflegeanstalt am Steinhof wohnen werden; aber trotzdem ist eine ferne Stadt. Wenn auch der letzte Schein der Schrecken erregenden, düsteren Mauern gefallen ist, mit denen man die Heimstätten Irter sonst zu umgeben pflegte, wenn auch kein Blick Alles oder gar Grauensvolles trifft: die weite Welt liegt zwischen den hellen, freundlichen Häusern von Steinhof und selbst der ärmsten Behausung Volkssinniger in der großen Nachbarstadt. Würde man nicht, wenn diese Stadt und die Kirche, deren Kuppel leuchtet, erbaut worden ist, man wünschte, in solcher kleinen Kolonie zu leben; selbst im Herbst ist hier noch Licht und Hell, im Frühling aber wirds gar schön sein. Und die Armen im Geist oder Schwachen an Leib werden in ihren Gärten sitzen oder umhergehen und zu der kleinen Kirche aufblicken, die in ihrem Glanz, in ihrer weiß und golden schimmernden Schönheit ihnen rein wie das Himmelreich auf Erden erscheinen mag.

Diese kleine Kirche ist von Otto Wagner erbaut, den ich getrost, trotz Messel, einen der allgrößten Architekten unserer Zeit nenne, der in Wien manchen Bau errichtet hat, wie die Stadtbahnanlage und das Haus der Postsparkasse, das ganz Erfüllung neuzeitlicher architektonischer Wünsche ist. Hier aber ist ihm sein Meisterwerk gelungen: die schönste Kirche.

Ist Das nun nicht Uebermuth, Fanatismus, enger Horizont, daß ich eine kleine Anstaltkirche die schönste, so einfach die schönste auf Erden nenne? Nein; man darf nur dieses Werk nicht an anderen Maßen als an denen unserer Zeit messen. Es muß eingeschätzt werden innerhalb der Relativität der anderen Werke materieller und ideeller Art, die unsere Generation hervorgebracht hat, hervorbringt. Es ist etwas Anderes, diese mit geringen Mitteln (Bau-, Innen- und Außendekoration haben ein Geringes mehr als eine halbe Million Kronen gekostet) errichtete Architektur an unserer Peterskirche, dem Dom in Siena oder Aehnlichem zu messen, ein Anderes ist dieser Fall, wo eine neue, unserer Zeit besonders geeignete Aufgabe eine neue Lösung verlangte. Und bei Alledem kommt mir jetzt, unter dem unmittelbaren Eindruck und bei der Erinnerung an die Armuth feierlicher Architektur neuen Stils, die unsere Zeit bisher eben so scharf charakterisirte wie ihr relativer Reichthum an vorzüglichen Zweckbauten, es so vor, als könne Otto Wagners kleine Kirche am Steinhof neben dem Baptisterium in Florenz ruhig genannt werden.

Es ist ein einfacher Bau in Kreuzform. Von außen ist der Eindruck: Farbe und Ton, eher als Form und Dimension. Dies entsprach eben den Mitteln. Man sieht den weißen, leicht grau geäderten Marmor schimmern, der vom Sockel an die ganze Fassade deckt, sieht das warme Braun der kon-

struktionen Kupferkuppel und als Krönung den Goldschimmer, der niet- und nagel-, regen und hagelfest ist. Ein kleiner Vorbau ist durch zwei niedrige Thürme, auf denen gute Figuren stehen, herorgehoben; er birgt die Treppe zu Orgel und Chor. Innen aber hebt sich der Blick frei, von keinerlei Theilung noch von schweren Pfeilern gehemmt, zur Höhe. Für den architektonisch Interessirten: um die Freiheit des Raumes zu erzielen, wurden die vier inneren Hauptpfeiler durch die Eingänge, zum Theil durch die Heizungsanlage gespalten, so daß vier Doppelpfeiler entstanden; sie tragen die Kuppel; an der Metallkonstruktion der äußeren Kuppel wiederum hängt die innere Decke, weiß verputzt, mit einem einfachen Goldornament geziert. Bis zu drei Meter Höhe sind auch die Innenmauern mit Marmordecken verkleidet und es ist bei Tageslicht wie beim Glanz der traubenförmig sich herabneigenden Kronleuchter gleich schön, die Spiegelung der Lichttöne zu sehen. Aller Innenschmuck geht nur auf Zweckbefriedigung zurück und drückt sich in zwei Tönen aus: dem Weiß des Marmors, dem Gold der Bronze. So ist der Hauptaltar ein Prachtstück edler Bronzegewinde, für das Licht Durchlässe gewährend; die Predigerkanzel steht auf Bronzeträgern und ihr Schmuck ist die schön ornamentirte Thür, die den Geistlichen einläßt.

Einzelheiten seien hier verschwiegen; sowohl die guten Thaten Wagners und seiner bildhauerischen Helfer, die noch zu nennen wären und die die wunderbare Einheitlichkeit des Eindrucks hervorbringen, als einige (zum Glück wenige und hoffentlich noch nicht definitive) Pfluchereien, die außerkünstlerischen Notionen ihre Existenz verdanken. Glänzend aber fügen sich in den Raum die beiden hellen Glasmosaiken, die den Seitenwänden den Ton geben: Werke von Koloman Moser, die erweisen, daß man auch in unserer Zeit biblische Gestalten und Motive rein, klar und unverwirrt von süßem Mystizismus darstellen kann.

Ist bisher nur die Konstruktion erklärt worden, so verdient nun auch der logisch ans Ende denkende Kopf Wagners seinen besonderen Ruhm. Hier steht nämlich, scheint mir, die erste Kirche, in der allen Anforderungen unserer Zeit genügt ist. Die Bänke sind dem Körperbau und dazu den besonderen Schwächen Kranker angepaßt. Die Flächen sind überall gerundet, damit kein Krankheitkeim Schlupfwinkel finde. Der Grundriß hat ein Zimmer für ärztliche Hilfe, ein Bad und W. C. vorgesehen. In den Weikessel taucht hier kein Gläubiger die Infektion vermittelnde Hand: der Tropfen rieselt aus dem Rohr auf die Hand, schwindet im Ablauf; und die Centralheizung wird den schönen weiß-schwarzen Fliesen stets eine gesunde Temperatur geben.

Manches wäre noch zu sagen. Doch schien es mir vor Allem wichtig, der weiten deutschen Welt zu berichten, daß hier ein Werk von schönster Art einem großen Baukünstler geglückt ist. Freuen wir uns!



Fritz Erler.

Erst wollen wir einmal feststellen, daß Erler ein großer Künstler ist. Das heißt: er malt, was er innerlich gesehen hat, und räumt dem Zufall keine Macht ein; er malt, was er malen will, und sein Können verläßt ihn nicht. Sein Wollen und Können ist auch so groß und sicher, daß dem Beschauer keine Ungewißheit darüber bleibt. Mit einem Wort: er kommandirt die Kunst. Was er durch sie zu sagen hat, Das ist eigenstes inneres Erlebnis. Er erinnert uns an kein großes Vorbild. Wir haben Gleiches und selbst Ähnliches noch nicht gesehen. Das ist Vielen schmerzlich, weil sie das Neue nicht einzuordnen wissen, dafür in ihrem Schädel noch kein Schußfach haben. Bei der heute beliebten Art, jedes Bild auf seine letzten geistigen Wurzeln zu prüfen, Beziehungen und Anklänge aufzuspüren, ist jeder selbständige Geist dem Kritiker ein Vergerniß: er stört den Zusammenhang und die Ordnung. Und Ordnung ist nun doch einmal die Hauptsache; auch im Gebiet der Kunst. Man muß doch wissen, in welches Kapitel der Kunstgeschichte so ein Mann unterzubringen ist!

Es ist eine allgemein gültige Beobachtung, daß man in Preußen, zumal in Berlin, Ordnung mit Kultur verwechselt und deshalb gegen alles Neue oder Genialische sehr mißtrauisch ist. Ich hatte Erlers Fresken schon in Wiesbaden gesehen und sie lebten mir noch in gutem, in heiterem Andenken. Mir war nur schmerzlich, daß dem Künstler seine große That keine hohe Günst eingetragen hatte, zugleich aber auch tröstlich, daß sie die Laune des Tages überdauern werde. Nun las ich in einer berliner Zeitung, daß wirklich an den Fresken und den Entwürfen dazu, die jetzt im Künstlerhaus in Berlin ausgestellt sind, nichts zu loben sei. Der Kaiser habe Recht gehabt, die Bilder abzulehnen, denn ihnen fehle Größe der Auffassung, Beherrschung der Flächen, Kraft des Kolorites und weiß der Himmel was sonst noch Alles. Fritz Stahl war es, wenn ich nicht irre, der in dieser Weise mit Erler ins Gericht ging. Das machte mich in meinem eigenen Urtheil so irr, daß ich noch einmal hinging, um zu prüfen, ob Stahl oder ich Recht habe.

Mein Eindruck war der selbe und eben so sicher wie beim ersten Anblick dieser Bilder. Wir können zwar Keinen zwingen, sie schön zu finden, aber wir dürfen Jedem verwehren, sie zu tadeln; denn der Tadel ist ungerecht. Die Bilder leisten Das, was sie leisten sollen, in jeder Hinsicht. Sie sind von freier Erfindung und großem Zug, sind aus einem Guß und wunderbar durch die Linienführung und vor Allem durch die klare Abstönung der ruhigen farbigen Flächen zu einer einheitlichen, geschlossenen Wirkung gebracht. Um die Neuheit und die technische Leistung dieser Fresken richtig einzuschätzen, vergleiche man sie nur mit älteren Wandgemälden Berlins, von denen der Beschauer seinen kritischen Maßstab hernimmt. Weder im Zeughaus noch im Architektenhaus

kenne ich Bilder von gleich starker Wirkung. So breit und flächenhaft zu malen, hat man in Deutschland erst durch Vermittelung des Plafatsils gelernt. So scharfe Kontraste von hellen Figuren auf dunklem Grunde (oder umgekehrt) scheute man sich früher dem Publikum zu bieten. Man war eben auch in der Freskotechnik noch ganz im Bann des Staffeleibildes: das Freskobild war nichts Anderes als das in größere Verhältnisse und an die Fläche der Wand übertragene Oelgemälde. Daher denn auch die meisten ihren Zweck völlig verfehlten und durch die verwirrende Menge der Formen und mit den zu ängstlich abgemessenen Tönen einen starken bleibenden Eindruck nicht hinterlassen konnten. Dagegen sind Erlers Fresken unter allen Umständen ein Erlebnis. Ob ein frohes oder ein schmerzliches: darüber entscheidet die Geschmacksbildung des Beschauers; aber ein Erlebnis sind sie: und wer sich einmal in ihren Anblick völlig versenkt hat, Der wird die Geschichte nicht wieder los. Die vier Jahreszeiten werden uns vorgeführt; ein Thema, das schon bis zur Ermüdung behandelt worden ist und schon völlig erschöpft zu sein schien. Erler sagte die Aufgabe wie eine ganz neue an und mied die schon langweilig gewordenen Allegorien; er vermied auch, einfache menschliche Szenen aus den vier Jahreszeiten im Bild zu wiederholen. Er nahm seine Aufgabe mit frischem Künstlermuth und in einer Art von Karnevalsstimmung auf. Er setzte den ganzen Apparat seiner Figuren in starke Aktion. Das Leben in der Natur, selbst in ewigem Fluß und Kampf, zieht in diesen Bildern auch bewegt und kämpfend an uns vorüber. Wir Alle kennen den Frühling von Botticelli, kennen Böcklins Blüthenstreuendes Mädchen und den farbigen Steindruck H. R. von Volkmanns, wo ein Jüngling als Frühling mit zahlreichen kleinen Genien von den Bergen ins Thal hinabsteilt. Erler zeigte uns den Frühling als einen fröhlichen Kämpfer; mit dem Kranz der *primula veris* in der einen, dem Schwert in der anderen Hand zieht er, selbst bekränzt, mit einem bunten Schurz bekleidet, auf seinem schweren Schimmel lachend ein und ihm zur Seite stürmen feste Burschen mit Lanzen heran, den Winter zu vertreiben, den eine schneeige Gebirgslandschaft und ein tiefgrauer Himmel, vor Allem aber die in Pelz gehüllten Unholte darstellen, die mit der Fackel in der Hand und den Holzschelten auf dem Rücken unwillig der Macht des heiteren Gastes weichen. Weniger wirksam ist die Allegorie des Sommers, wobei uns nur einige schöne badende Mädchen unter Aufsicht eines jungen Regers gezeigt werden. Wenn es uns der Katalog nicht sagte: wir könnten von selbst darauf nicht kommen, daß diese Badeszene den Sommer darstellen soll. Aber für diese Kritik, die unser Verstand übt, entschädigt uns wieder die glänzende künstlerische Konzeption und Ausführung. Hier läßt sich auch dem Ungläubigen zeigen, daß Erler ein großer Künstler ist. Denn diese stark bewegten weiblichen Körper sind Proben wahrer Meisterschaft. Ich brauche die folgenden Bilder nicht weiter zu behandeln: sie haben die selben

Qualitäten und sind in ihrer ausgelassenen Festestimmung ganz besonders in einem Kurjaal am Plage, wo es gilt, Kranken und Wunden neue Hoffnung und neuen Lebensmuth zu geben.

Jeder aber, den es diese vier Bilder nicht lehren, müssen die zahlreichen mitausgestellten Portraits und dekorativen Werke davon überzeugen, daß Erler eine starke Künstlernatur und vielleicht einer der wenigen modernen Maler ist, deren Werke Dauer haben werden. Seinen weiblichen Gestalten spürt man nichts von moderner Schwäche oder Decadence an. Alle haben gesundes Blut, ein derbes Knochengestüß und volle Formen. Er scheint sogar eine Vorliebe für bajuarische Krafnaturen zu haben: viel Körperlichkeit und wenig geistreiches Wesen, kurze Stirnen und stark entwickelte Kauorgane. An diesen Frauengestalten ist nichts Kränkliches, nichts Geziertes, aber bei aller Kraft und Ueppigkeit auch nichts Lüstermes. Unter der sehr energischen Farbe und dem oft verschwenderisch hereinstrahlenden Tageslicht bewahren die Körper und auch das nackte Fleisch doch ihre feste Struktur. Das scheint mir besonders bewundernswerth, nachdem ich bei so vielen anderen Malern die Körperlichkeit des Nackten unter der Fülle der Beleuchtungen und Lichtreflexe sich verflüchtigt sah. Erler ist eben mehr als bloßer Colorist, auch mehr als bloßer Konturist; ihm muß Beides, Farbe und Linie, zur Darstellung seiner Gedanken in gleicher Weise dienen; Beides ist ihm (und so soll und muß es sein) Mittel, niemals Selbstzweck. Und damit begründete sich auch mein Urtheil, daß er in ganz hervorragendem Maße Kömner ist. Seine vollendete Kraft kehrt in manchen Bildern auch zur Anmuth zurück, aber selbst, wo er Liebliches darstellt, pflegt er nicht zu tändeln. Ihm ist auch das Anmuthige und Zarte ein Hohes und Ernstes; und mit Recht. Deshalb gelingen ihm weibliche Portraits und Kinderbilder nicht weniger als die von Männern: vom Fürsten Hapfeldt, Geheimrath Reisser, Richard Strauß und das Selbstbildniß, das uns einen höchst tüftigen Mann von, etwa fünfunddreißig Jahren mit vollem braunen Haar und mit Spitzbart zeigt. Der Ausdruck dieses fest und energisch blickenden Kopfes stimmt zu dem *„Vendutá jenneſ“* *„árdenen.“* Das ist ein Mann voll stärfem Willen und gesammelter Aufmerksamkeit. Sein Kopf erklärt uns die Beobachtung, daß an seinen Bildern nie eine Ermüdung, ein Nachlassen des Wollens und der Kraft auffällt; daß jeder Pinselstrich, jede Farbe fest und bestimmt hingesezt ist. Da findest Du nie verwischene Linien, düstere, unerklärliche Tiefen, nie jene Berlegenheitslöne, die sich genialisch und mystisch ausnehmen sollen, aber nichts Anderes sind als Rothbehlse, Berlegenheiten, Unehrllichkeiten, Zufälligkeiten, — Paletten-Sauce, schlechte Kost genießbar zu machen.

Seine Neigung für Kraftgestalten tritt besonders deutlich in dem großen Bilde „Fremdling“ hervor. Zwei Germanen in prangender Jugendfrische und mit üppigem blonden Haarwuchs haben das Boot verlassen, das tief unten

mit Kampfgenossen ihrer harrt, und den Fuß auf ein fremdes Eiland gesetzt, von dessen Geschichte der Rosai'boden und die bunten Mauertrümmer zeugen. Mit staunenden, fast blöden Blicken schauen sie in die fremde Welt herein. Mir scheint, der Künstler dachte dabei an Capri und an die Ruinen des Tiberius-Palastes, die ja gewiß im frühen Mittelalter auch von abenteuernden Normannen betreten wurden. Auch in diesem Bild bewundere ich die schlichte Kraft der Darstellung. Wir haben da nichts von der theatralischen Pose, die mir die meisten Bilder der Kaulbach- und Pilotyschule ungenießbar macht, weil ich mich als halbwegs normaler Mensch dagegen sträube, daß mich Jemand bei den Haaren packt und mich mit der Nase gegen die Leinwand mit den Worten stößt: „Siehst Du denn nicht? Der Mensch ist traurig. Der hat Angst. Der horcht. Der will weinen.“ Weil ich nicht an den armen Teufel erinnert werden will, der zu dem Wilde Akt stehen mußte, für wenige Groschen die Stunde, weil ich das Leben selbst zu sehen wünsche, nicht aber erstarrte Akademie- und Ateliertadition. Das erinnert mich an ein Witzwort aus dem Munde des Meisters Moriz von Schwind, das mein Vater zu erzählen liebte. Es handelte sich um ein damals sehr gefeiertes Bild des Malers Lessing: ein Mönch betet am Sarge Heinrichs des Vierten. Schwind sagte dazu: „Wißt Ihr auch, was der Mönch sagt? Er sagt: Nachts, daß Ihr 'naus kommt! Sehts denn nicht, daß ich hier Akt sehe?“

Otters „Fremdlinge“ wissen nichts von dieser Theater- und Ateliertadition. Sie thun nichts und sie sagen nichts, sie nehmen keine schöne Pose an und wissen auch nicht, daß wir sie sehen und belauschen. Dadurch aber, gerade durch dieses Unbewußtsein, bekommen sie Etwas von antiker Größe. Ich kenne von neueren Werken nur böcklinische Bilder, an denen ich die selbe starke Unmittelbarkeit empfinde. Ich meine, zum Beispiel, den Ritter, der in das fremde Eiland auf seinem Köhlein todesmuthig hineinreitet, auch unbewußt, daß wir Zeugen seines Heldenthumes sind.

Am selben Tag besuchte ich die Ausstellung von Keller & Reiner, in der die „Stimmungsbilder zu Richard Wagners Tondramen“ von Hermann Hendrich zu sehen sind. Ich schreibe nicht gern über Kunstwerke, wenn es nicht in Worten des Beifalles geschehen kann. An Hendrich, dessen Werke ich seit zwanzig Jahren kenne, bewundere ich die rein physische Kraft, nicht aber die geistigen Potenzen. Er hat einen starken Zug zum Pathetischen und Heroischen; er möchte das Größte und Gewaltigste im Bilde bannen, aber ihm versagt dabei die schöpferische Kraft; er drängt sich in eine Reihe mit den ersten Meistern und glaubt, ein Tolmetzsch wagnerischer Kunst zu sein, aber seinen Phantasien fehlt es an plastischem Leben und seine mythologischen Figuren verlieren sich in einer Coullissenwelt, die uns nicht überzeugt. Sein Meer ist nicht flüssig, seine Steine sind nicht hart, seine Bäume haben weiches, morsches Holz, seine Helden keine Knochen und kein Blut in den Adern, seine Drachen, trotz den

Riesenleibern, keine Schrecken. Ich wünschte von Herzen, daß andere Augen aus den Bildern Hendrichs mehr Freude saugen mögen, wünsche dem unermüdblich schaffenden Künstler ein anerkennendes Publikum; wünsche es um des Künstlers willen, nicht der Kunst zu Liebe. Zur Kontrastwirkung eignete sich Hendrich gegenüber Erler durchaus; für Einen, der Hendrichs Bilder freudig genießt, ist Erler nicht vorhanden: und wer, bei Erlers Werken warm wird, kann nicht zugleich Anerkennung für Hendrich haben. Schonender kann ich mich über diesen Gegensatz nicht aussprechen.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Anzeigen.

Aus dem Thal der Sehnsucht. Freie Rhythmen von Maria Gräfin Sneyenau.
Julius Barb, Berlin.

Wir leben in einer literarischen Epoche, die Goethes und seines Jupiters „Schoßkind, die Phantasie“ entthront hat. Unsere feinsten Literaten, die ihre novellistischen Gefühlserzeugnisse „Romane“ nennen, bevorzugen fast fanatisch eine dürftige äußere Handlung, die keine Zufallschönheit streifen darf, und auch der Erklärer der Künstlerseele stellt die Phantasie als eine Gabe der Dichter geringeren Ranges hin (so Graf Kayerling in seinem „Gefüge der Welt“). Man genirt sich ein Wenig, wenn Einem dann etwa der Name William Shakespeare einfällt. Da wir aber in Kunstfragen kaum einen absolutistischen Begriff haben, möchte ich, um zu erklären, was ich unter einer phantastischen Zufallschönheit verstehe, als ein modernes Beispiel die Existenz des Gaspard in Ricarda Zuchs „Erinnerungen von Ludolf Ursleu“ nennen. Diese bedeutende Frau, in deren schaffende Hände Etwas vom Erbe des Romandichters Goethe gelegt wurde, ist unter den Romanautorinnen von heute fast die einzige, die das Phantastische in seiner veredeltesten Form nicht ausschaltet, wie Jakob Wassermann der einzige männliche Autor ist, der die gestaltende Phantasie für historische Psychosen besitzt. In dem Buch von Maria Gräfin Sneyenau ist nun ein für unsere Zeit auffälliges Produkt psychologischer Phantasie gegeben. Auf den ersten Blick möchten diese freien Rhythmen, die Gestalten und vielverschlungene Schicksale bilden, vielleicht auch unter dem Eindruck des Titels, verträumte Mondscheinsonaten scheinen. Aber das Merkwürdige und Wunderliche an dem Buch ist, daß in diesen seelischen Phantasien zusammengepreßte Lebensenergien fiedeln. Sie rufen ein phantastisches Wollen noch über die Erfüllung letzter Passion hinaus, ohne mit einem Gedanken doch je die Ausschilfe des guten Gottes Voltaires oder der Astralexistenz zu suchen. Freilich: die Phantasie aller Dichter hat noch versagt, wenn sie ein Weiterleben, gelöst von der Inkarnation, schildern wollte. Selbst das Genie Byrons währte in seiner Manfrev-Nacht nur an den Vorhang des Himmels, ohne ihn zu heben. Die phantastischen Seelen des Buches der Gräfin Sneyenau sind an die Erde gebunden, so sehr, daß ihnen fast jedes Gefühl, auch gelebte Passion, zum phantastischen Ereigniß wird. Die Dinge um sie werden zu einer erdrückenden Nacht, die manchmal,

wo die Phantasie zur Kunst sich erhebt, etwas geistesferhaft Quälendes in sich trägt, wie denn überhaupt in der Gestaltung der Umwelt zum Träger alles Geheimnisses die Dichterin ihr eigenes Können gegeben hat. Selbst die realsten Dinge, die Gerüche eines Raumes, der Raum selbst, bilden sich zu phantastischen Existenzen mit einem, nicht etwa gemüthvoll plaudernden, sondern eher grausam zweckvollen Eigenleben. Das Empfinden der Menschen manifestirt sich in phantastischen Energien, die, den Bannkreis der Persönlichkeit nie verlassend, dem Leser zuletzt den Eindruck geben, als hätte er nicht Worte gelesen, sondern irgendwo, in einem großen Schweigen, ein Marmorbild gesehen: auch er erhält durch die Aufnahme der Gefühlslebnisse der Gestalten des Buches eine phantastische Vorstellung. Und so hat dieses Erstlingsbuch eine eigenthümliche Wirkung über sich hinaus: der Leser steht plötzlich vor der Frage und dem Nachdenken, inwieweit erotisches Gefühlleben überhaupt ein Phantasieprodukt ist. Hiermit soll durchaus nicht gesagt werden, daß dieses Buch etwa nur von einer Form der Liebe redet. Es sucht Wesensergänzung und findet Worte, wie sie nur ein erschüttertes Herz sprechen kann. Die Phantasie ist die Schwester des Eros. Und wenn einige Dichter unserer Zeit (D'Annunzio, Gamsun) die Erotik in ihrer höchsten, vornehmsten Erfüllung zum Transzendentalen verklären: sie glauben, Gott gefunden zu haben, aber sie fanden seine „ewig-bewegliche, seltzame Tochter, sein Schoßkind, die Phantasie.“

Gedächtniß. Ein Verzbuch. Von Peter Hamecher. Oskar Hellmann, Jauer.

In diesen Zeiten hat man sich oft der Kultur seiner Epoche geschämt. Man dachte: Haben denn all die unsäglichen Tageschreiber nie Etwas von den Gefühlsdifferenzirungen gehört, aus denen, zum Beispiel, der „Phaidros“ des Plato erwuchs? Hat es unsere Gegenwart so herrlich weit gebracht, daß man Einen in seiner Menschenwürde tödlich fränkt, wenn man meint, er fühle ein Wenig sokratisch? Vielleicht wird man es auch dem Peter Hamecher zur Sünde gegen den Heiligen Geist der bürgerlich geordneten Liebe anrechnen, daß sein Buch an einen „Parisiol“, nicht eine Beatrice, gerichtet ist und daß Motive von Platon und Platen darin zu finden sind. Würden die Leute, die so gern verdammen, die Verse lesen, so müßten sie zugeben, daß diese Empfindungen Hartes und Feines in einem Menschen auslösen. Aber da sei Gott vor, daß sie lesen! Sie müssen die Ueberzeugung behalten, daß eine Nuance von griechischen Gefühlen nur in einem ganz Verirrten wohnen kann. Wir Anderen, die wir (wenn nichts Bedeutungsvolleres, so doch) die Wiederkehr des Gleichen, ein Stilk des Lebens aus Kulturzeiten, auf die man unmöglich mit Hochmuth blicken kann, in griechischen Gefühlen sehen, wollen Peter Hamecher dankbar sein und uns seiner künstlerischen Ausdrucksfähigkeit freuen. Er hat aber auch andere Motive. So bewegt sein Ungeßüm der Kampf einer heftigen Natur mit dem Unzulänglichen unseres Wissens, unserer Erkenntniß. Ferner vermag der Künstler in ihm sich in eine absolut andere Gefühlswelt einzuleben. Hamecher hat in seinem Buch ein Gedicht „Maria Magdalena“, das die seltzame Liebe dieser Frau zu einem stärksten, fast visionären Ausdruck bringt. Dieses Buch verspricht noch mehr von dem Verfasser: er hat für sich das weite Gebiet intellektueller Leidenschaft. Dies soll aber nicht heißen, das Buch sei nur ein Versprechen. Es giebt in starkem Ausdruck Zeugniß von dem künstlerischen und seelischen Ringen einer eigenen Persönlichkeit, der eine seltene Gabe zu Theil wurde: Phantasie des

Geistes. Diese Persönlichkeit wird sich aus Unmuth, Sturm, Anklage und der Wucht dunkler Gewalten noch befreien zur Harmonie in sich selbst, der einzigen, die wir „auf dem Wechselwege vom Orkus zum Lichte“ erwarten dürfen.

Wappenheim in Franken.

Sophie Hochstetter.

Flimperlimper, das große Geldschiff. Eine prähistorisch-moderne Kultur-groteske von Hermann Eschwein. München bei Georg Müller.

Es geht Einem seltsam mit diesem bizarren Buch. Man lacht laut über seine lustigen Einfälle und schweigt plötzlich erschrocken still; man berauscht sich an dem glühenden Wein seiner Phantasien und erwacht mit einem niederträchtigen Kopfschmerz. Man bewundert, ist verblüfft, enttäuscht, ärgert sich, schimpft, wirft es zehnmal bei Seite, schwört, es nie wieder in die Hand zu nehmen, und ergreift es zum ersten Mal voll ärgerlicher Reue. Donnerwetter! Irgendwo muß doch dieser moderne Proteus zu fassen sein, irgendwann muß man doch einmal auf dieses halb närrischen, halb unheimlichen Budels Kern kommen. Auf den ersten Blick möchte man wohl in dem Buch eine romantisch eingekleidete, ungeheuer vermessene Satire auf unsere Zeit und ihre Kultur erblicken; bald aber beginnt man, an dem Ernst dieser Satire zu zweifeln, und schließlich ist man gar nicht abgeneigt, das Ganze für einen großen Bierkulk, eine bunte Krone, einen tollen Gedankenkarneval zu halten. Aber weder eine von diesen noch irgendeine andere Auffassung läßt sich halten, sobald man sie ernstlich mit den Begebenheiten des Romans konfrontirt. Eine Weile stimmt Alles; plötzlich reißt der Faden, der uns aus diesem poetischen Labyrinth herausführen sollte, und wir tappen rathlos in der dicksten Dunkelheit. In diesem Buch stimmt nichts; sein bizarrer Reiz ist gerade, daß es nirgends stimmt, daß es immer anders kommt, als man denkt, und Alles, Charaktere und Geschehnisse, immer wieder in Frage gestellt scheint. Ich will hier nichts von dem Inhalt des merkwürdigen Buches verrathen. Das hieße dem Leser den besten Genuß vorwegnehmen. Außerdem erscheint mir der Inhalt für die Beurtheilung des Buches ziemlich nebensächlich. Nicht in seinem abenteuerlichen Inhalt liegt sein Werth, sondern in seinem Stil oder vielmehr in diesem Durcheinander von Stilen, in diesem ganz persönlichen Gemisch von echtster Hintertreppenromantik, englischem Humor aus der Vatermörderzeit und hochmoderner Satire. Die meisten Berührungspunkte hat Eschweins Art vielleicht noch mit Jean Paul. Wie ihm, so ist auch Eschwein der Stoff der Erzählung nur eine willkommene Gelegenheit, tausend wunderliche Schändel und Randverzierungen anzubringen. Auch ihm ist es ein Bedürfnis, mit dem geliebten Leser in ein enges Gemüthsverhältniß zu treten, und auch er mißbraucht heimlich seine Vertrauensstellung, um den Ahnungslosen nach Willkür an der Nase herumzuführen. Ich glaube, der Reiz dieses eigenartigen Buches liegt darin, daß es im Grunde nichts ist als ein halb gutmüthig-ironisches, halb wunderlich-kindliches Begleitpiel. „Wer bin ich?“ scheint es bald kindlich lustig, bald mit gutmüthigem Spott überall aus den Ecken und Winkeln dieses Buches herauszurufen. Und immer tiefer folgt man dem seltsamen Vogel in das Dickicht seiner poetischen Wälder, bis man schließlich, ohne auch nur einer Feder von ihm ansichtig geworden zu sein, ganz plötzlich mit verblüffter Miene wieder draußen steht. Und der Sinn von Alledem? Ja, muß denn Alles einen Sinn haben? Ist es denn, mit

Verlaub zu sagen, so sicher und ausgemacht, daß das Leben selbst einen Sinn hat? Wenn es nun gerade die Absicht des Buches wäre, das Leben in seiner traurig-prächtigen Sinnlosigkeit aufzurollen? Wenn der Autor mit seinem wunderlichen Verwickelungsstück nur dem größeren Autor nachgeahmt hätte, der sich seit einigen Jahrzehnten hinter den bunten Wandelbildern, die er dirigirt, verbirgt, ohne daß es jemals gelungen wäre, seiner habhaft zu werden oder seine letzten Absichten zu verstehen? . . . Das große Fragezeichen, das einzige religiöse Symbol, das es für aufrichtige Menschen unserer Zeit noch giebt, schwebt über der Tiefe dieses Buches, das einen merkwürdigen Ruhepunkt in der Entwicklung eines durchaus modernen, eines vorwärts schreitenden Geistes erkennen läßt.

München.

Karl Schloß.



Grundzüge der Nationalökonomie. Voetschel, Leipzig. *Bl.* 4, 80.

In die Nationalökonomie will das Buch einführen. Es entstand aus Vorträgen, die ich vor Jahren im Verein der Bankbeamten in Berlin gehalten habe. An Bankiers, Industrielle, Kaufleute, Juristen, Beamte wendet dieser Grundriß sich zunächst. Doch hoffe ich, da ich nichts als bekannt vorausgesetzt habe und bestrebt war, bei aller Knappheit der Darstellung klar und präzis zu sein, daß auch jeder Andere das Buch mit Nutzen lesen wird.

Galenfee.

Dr. Georg Döb.



Charlotte Adutti. Ein Buch der Liebe. Dr. Medekind & Co.

In diesem Buch habe ich den Versuch gemacht, ein paar innere Beziehungen zwischen dem Mann von fünfzig Jahren und einer blutjungen Frauenseele aufzuspielen, die durch banale Umstände in eine sogenannte Vernunftsche gebrängt worden ist. Aber ich habe ferner noch darüber seelische Aufschlüsse zu geben versucht, daß eine gerade gewachsene Frau eben so entschlossen fremde Erkenntnisse ablehnt, wie sie mit alten Begriffen von Schuld und Vergehen aufräumt. Meine Charlotte Adutti, die mit weißen, durchsichtigen, schlanken Händen in tiefem Frieden auf dem Totenbett ruht, hat im Leben leise darüber gelächelt, daß eine Frau schuldig werden könne, wenn sie sich dem geliebten Mann hingiebt. Und mit rättselhaften Augen sieht sie ihren Eheherrn an, der Schuld nur wittert, wo körperliche Zusammenhänge bestehen, und der sofort verzeihen möchte, wenn die Welt keinen Anlaß hat, an seiner Mannesehre zu rütteln. Gegenüber solcher Philistergesinnung faßt Charlotte Adutti das Bekenntniß ihrer Seele in folgende Worte zusammen: „Was geht mich die Welt an, wenn ich sage: Ich liebe Brand! Und wenn Das eine Schuld ist, dann bin ich dreimal schuldig, denn ich gehöre ihm mit jedem Pulsschlag. Für mich ist es ja so belanglos, Wilhelm, ob ich vor den Menschen für rein und makellos gelte; für mich bedeutet es ja gar nichts, daß Das, was Ihr Verbrechen nennt, nicht zwischen mir und Brand steht. Kann, begreiffst Du denn gar nicht, was in mir vorgeht? Ich liebe ihn und er liebt mich. Ich kann Dich nicht belügen, Wilhelm.“ So ist für mich Charlotte Adutti, der die Erde abgetragen ist, weil „Besitzwahn“ sie nicht freigiebt, die Trägerin einer höheren Kultur.

Felig Hollaender.



Herrscherbildnisse.

Nebermenschlichen bedürfen nicht der Attribute, die ihre sie von der Masse abhebende Herrennatur symbolisiren. Auch im Arbeiter- oder Bürgertrod wären sie als eigener Gattung kenntlich. Selten findet man solche Größe auf Thronen; denn leichter entwickeln sich Genies im Existenzkampf des rauhen Lebens als in den Treibhausatmosphären der Höfe. Die Sucht, jede gekrönte Mittelmäßigkeit im Bild zur Größe umzuformen, erzeugte eine in Verfallperioden gepflegte Pseudokunst. Die einst göttliche Verehrung genießenden Statuen römischer Imperatoren, die handwerkmäßig Götterbildsäulen nachgebildet, die Züge der jeweiligen Kaiser trugen, waren eben so Ausgeburten menschlichen Wahnwizes wie die plastischen und malerischen Darstellungen der Allongeperückenpotentaten, deren theatralische Posen trotz allen beigegebenen Hoheitsinsignien ihren Trägern keine Würde zu verleihen vermochten.

Die Hofmalerei, deren Blüthe in die Spätrenaissance fällt, brachten die Meister zu Ehren, die mit Betonung einer den Dynastensprossen eigenen, aus Jahrhundert alter Edelzucht sich ergebenden physiognomischen Verfeinerung, alles Individuelle, Interessante, Qualitäten wie Mängel Berrathende ihrer Herrscher in deren Bildern verwertheten, ohne der Eitelkeit der Majestäten auf Kosten der Naturtreue Konzessionen zu machen.

Velazquez brachte virtuos das Charakteristikum der defakenten spanischen Könige zum Ausdruck, das bereits, wenn auch in noch verschleieter Weise, Tizians Reiterbild Karl des Vierten zeigt: eine mit Bornehmheit gepaarte phlegmatische Melancholie, Werkzeichen jenes Erdichens mit Resignation, dem ihr bedeutendes Geschlecht und Volk entgegensteuerte. Auch die Rittergestalt Karls von England, wie sie Van Dyk in verschiedenen Posen malte, trägt noch den Stempel individueller Auffassung. Sonderbar kontrastiren diese eleganten Portraits von der Hand des välmischen Meisters mit denen Heinrichs des Achten, die ebenfalls einem auf englischem Boden Fremden ihr Entstehen verdanken. Aus den feist sinnlichen, von Holbein in harter Naturalistik wiedergegebenen Zügen des königlichen Blaubartes spricht ein Verständniß für Realpolitik; das fehlte dem unglücklichen Stuart, dessen von Stolz und Leichtlebigkeit zeugendes Antlip all die Eigenschaften verräth, die ihn mit seinen puritanisch-demokratischen Untertanen in Streit bringen mußten.

Leider sind Van Dyks Werke nicht mehr ganz frei von dem fatalen Hang, zu „idealisiren“, dem die spätere Schule mehr und mehr verfiel. Auch begann nach ihm die höfische Malerei, ihre Aufgabe nur noch in der Glorifizirung der Majestäten zu sehen. Während die Fürsten des Mittelalters sich der Nachwelt in knieend demuthvoller Gebetstellung, umgeben von Heiligen und Märtyrern, überliefert haben, bevorzugten ihre Nachfolger im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert profanere Auffassung. Sie ließen sich inmitten olympischer Gottheiten (und von ihnen Huldbigung empfangend) darstellen. Schon Rubens malte seine Panneauz des Marie de Medici-Entkus in der byzantinischen Tendenz, die später, in geistloserer und geschmackloserer Weise, von den Hofmalern von Versailles adoptirt wurde.

Der von der Kunst unterstützte Caesarenwahn, der im Rokoko zu vollster Blüthe kam und in der Sonnengottverherrlichung Ludwigs des Bierzehnten gipfelte, ist auf sämmtlichen Herrscherbildern dieser Epoche irgendwie erkennbar. Leute, deren Leben sich in Damenbouboirs abspielte, ließen sich als Kriegsheroen, im Hinter-

grunde fließende Feinde, malen; biederer Hausväter, Besitzer kleiner Duodezkaaten, in römischer Imperatorenracht, umringt von Symbolen weltumspannender Reichthümer. Allen diesen Phantastereien, die nur die Profanation wahrer Kunst bedeuteten, bereitete der Ausbruch der Großen Revolution ein jähes Ende. Man fing wieder an, auch gekrönte Personen nüchternen Sinnes zu sehen und sie naturgetreu als Menschen zu malen. Der Umsturz des Ancien Régime wirkte in diesem Sinn auch auf die Kunst, nicht nur auf politische und soziale Zustände, befreiend.

Das durch die Revolution zum Kaiserthron gelangte Genie fand keine Künstler, die fähig waren, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen. Die Gérard, David, Gros und die übrigen Hofmaler des großen Korbes waren Mittelmäßigkeiten, die trotz der Befreiung von den Traditionen der erstorbenen Schule nichts Starkes zu leisten vermochten. Ihren Napoleonportraits fehlt wahrer Kunstwerth. Interessanter für die Nachwelt sind die unzähligen Episodenbilder, auf denen die Gestalt des Kaisers zu sehen ist und deren beste erst entstanden, als die Epopöe des Ersten Empire schon der Geschichte angehörte. Raffet, Meissonier, Détaille und viele Andere haben ihr Talent in den Diensten des Napoleonkultus gestellt.

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts ist ein Einziger zu nennen, der mit seinen höfischen Bildnissen Interesse erweckt: Francisco de Goya, durch dessen Meißerpinsel Karl der Vierte und sein Hof naturgetreu verewigt wurden. Die Stagnation auf diesem Kunstgebiet währte noch bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Herrscherbilder dieser Epoche, Herren in mehr oder minder prunkvollen, mit Orden überfüllten Uniformen vorstellend, lassen, trotz größerer Nüchternheit in der Auffassung, an Banalität nichts zu wünschen übrig.

Erst der modernen Zeit war es vorbehalten, wieder werthvolle Portraits von Fürsten zu erzeugen; obgleich (oder: weil) inzwischen die Hofmalerei aufgehört hatte, ein eigenes Metier zu sein. Gerade das Verschwinden dieser den Künstler in Abhängigkeit haltenden Kunst mag den Aufschwung ermöglicht haben. Rein repräsentative Bildnisse ohne künstlerische Qualitäten gefielen dem verfeinerten Geschmack nun nicht mehr. Auch dem Demokratismus des Zeitgeistes, der sich nicht mehr vor dem Nimbus einer inzwischen durch Verfassungen eingeschränkten Herrschermacht bückte, mußte die neue Kunstrichtung gerecht zu werden trachten. Der bei Feierlichkeiten traditionelle Prunk in der Umgebung des Monarchen wurde als störendes Beiwerk aus modernen Gemälden entfernt und die im Alltagsleben erscheinende Persönlichkeit allein vom Künstler festzuhalten gesucht. Denbach ging bei seinem Meißerbild Wilhelms des Ersten noch weiter. Hier ist Alles einfach. In ruhender verklärter Milde blickt der müde, fast schon jenseits von Gut und Böse stehende Greis den Beschauer an. Eine Mittelmäßigkeit hätte der Versuchung nicht widerstanden, der Glorie dreier siegreicher Feldzüge durch Vortäuschung einer nicht mehr vorhandenen Frische und Energie des greisen Imperators Ausdruck zu verleihen. Im Bilde Leos des Dreizehnten, der eine beabsichtigte Ähnlichkeit in Pose und Auffassung mit dem von Velazquez gemalten Innocenz zeigt, konnte Denbach allerdings seinen großen Vorgänger nicht erreichen.

Denbach hat keine Schule gemacht. Das von ihm verkündete Dogma, das die Nachahmung der Renaissancekunst empfiehlt, hätte Stillstand für die Epigonen bedeutet. Inzwischen haben jüngere Talente neue Bahnen betreten und die Herrscher wie andere Sterbliche gemalt. Dabei konnte die Kunst nur gewinnen.

Tschudi.

Tschudis greifbare Resultate als Galerie-director lassen sich heute nur insofern bestimmen, als man sagen darf, daß er von Mengel, Daumier, Courbet, Leibl, Manet, Feuerbach, Marcks, Renoir, Monet, Trübner und Anderen solche Werke erworben hat, die ihre Autoren erschöpfend repräsentiren. Ueber einige dieser Künstler ist auch der Laie heute einigermaßen unterrichtet. Wüßte man über alle, mit denen sich Tschudi beschäftigt hat, genügend Bescheid, so wäre die graße Unökonomie eines Schreibers, der einen solchen Nehrer des materiellen und idealen Nationalvermögens zu entfernen sucht, von selbst gerichtet. Des Nationalvermögens: dabei denke ich nicht nur an die deutschen Meister, von denen Tschudi das Beste sammelte, nicht an die vielen unbekanntem Landsleute, die er vor und nach der Jahrhundertausstellung zu verdienten Ehren zu bringen versucht hat, will nicht untersuchen, was die deutsche Kunstgeschichte seit 1800 ihm verdankt, sondern wage, an das Schmerzenskind zu rühren: an Tschudis Erwerbungen nichtdeutscher Herkunft. Ich habe in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, die Ansichten berufener Leute aus aller Herren Ländern zu hören, und den Eindruck erhalten, daß schon heute die Nationalgalerie Berlins, dank den zehn oder zwanzig Bildern, die Tschudi (nicht mit dem Gelde des Staates, sondern mit dem seiner Freunde) ohne Rücksicht auf den Heimathschein erworben hat, das Prestige einer in ihrer Art einzigen Galerie besitzt und daß man hier allein Werke zusammenfindet, die sich der Anerkennung der vornehmsten Geister Europas erfreuen. Mich dünkt, dieses Prestige einer Nationalgalerie, die das Schöne als Gemeingut aller Nationen auffaßt, ist mehr werth als der Eifer der Patrioten, der sich, bei Licht betrachtet, als trüber Gewatter-König herausstellt. Dieser Gewatterschaft, der die meisten modernen Galerien in allen Ländern ihr trauriges Niveau verdanken, war Tschudi nie zugänglich; nicht etwa, weil er der verrufene Moderne ist. Ich kann, wenn ich Meyerheim und Berner mit Courbet und Manet vergleiche, immer nur Meyerheim und Berner modern nennen. Courbet und Manet sind alte Meister; und Tschudi zeigte sich als Kenner der alten Malerei, von der er herkam, als er ablehnte, die Subeleien der heute beliebten Meister des berliner Westens auf Kosten dauerhafterer Potenzen zu unterstützen. Diese Unabhängigkeit beraubte ihn der Stützen in den Coullissen und machte ihn von dem Zufall abhängig, ob ihn der Kaiser billigen würde oder nicht. Den Mitlebenden wurde der rare Anblick eines Kämpfers für edle Dinge; und dieser Anblick könnte noch ergieherischer wirken als die Meisterwerke, die Tschudi gesammelt hat. Anstand, Persönlichkeit und gute Sitte spielen in der Kunst eine größere Rolle als Farben und Pinsel. Und wenn auch nicht der Ehrenmann allein den Nesthuten macht, so steht immerhin fest, daß ohne die Tugenden, die wir als die männlichsten schätzen, ohne die Ehrlichkeit sich und Anderen gegenüber, ohne die Konsequenz im Denken und Handeln weder bleibende Werthe der Kunst noch die Einsicht in diese Werthe gewonnen werden können. So wird die Frage, ob Tschudi bleibt oder nicht, zu der weit über die Interessensphäre seines Bereiches hinausragenden Entscheidung, ob ein Gentleman von seiner Art als deutscher Beamter möglich ist oder nicht. Diese Frage dürfte von den Kollegen Tschudis eher als von dem Kaiser beantwortet werden.

Julius Meier-Graefe.

In Tschudis Lebensarbeit sehe ich ein nationales Kulturwerk ersten Ranges. Ich glaube, das „Nationale“ nicht genug unterstreichen zu können; heute, in einer

Zeit, in der Viele dabei sind, dieß Wort für sich und ihre Zwecke ausschließlich zu packten. Dem muß ein Halt entgegengerufen werden. Tschudi gab uns eine nationale Galerie, indem er das Beste, was in Deutschland gemacht wird, zusammenzubringen suchte. Was er erreichte, ist erstaunlich, wenn man der Schwierigkeiten gedenkt, die in Aller Mund sind und ein solches Beginnen von vorn herein fast hoffnungslos erscheinen ließen.

Walter Leistikow.

Herr von Tschudi, der seit ungefähr zwölf Jahren der Berliner Nationalgalerie vorsteht, ist für ein Jahr beurlaubt worden; und die deutschen Kunstfreunde fürchten, daß er von diesem Urlaub nicht in sein Amt zurückkehren werde. Warum? Weil er zu „modern“ ist. Nicht moderner freilich als Herr Dr. Vobe, der Generaldirektor unserer Museen, der Tschudis Ankäufe gebilligt hat, aber, als der bessere Diplomat, ruhig auf seinem sicheren Ehrenplatz bleibt und seine seltsamen, allzu wenig besprochenen Bilderrestaurationen fortsetzen darf. Die hier angeführten Urtheile über Tschudis Wirken sollen in einer Brochure veröffentlicht werden, die, unter dem Titel „Hugo von Tschudi“, im Birgitverlag (als fünfzehntes Heft der Sammlung „Persönlichkeiten“) erscheinen und einem Essay des Herrn von Kunowski noch andere Gutachten (von Robin, Uebe, Stud, Mutter) gesellen wird. Die Herren Meier-Graefe und Leistikow haben in der „Zukunft“ schon früher über Tschudi gesprochen. Vor elf Jahren hat der deutsche Maler Walter Leistikow hier gesagt: „Wir können uns beglückwünschen zu dieser Kraft, die in thatkräftiger, energischer Arbeit auf das Ganze losgeht. Es ist nicht recht klar, weshalb man Tschudi Vorwürfe macht, weil für die Nationalgalerie einige Bilder von Ausländern angekauft worden sind. Kein deutscher Maler darf sich durch diese Ankäufe zurückgesetzt oder geschädigt fühlen. Das wäre einfach, Unsinn. Der deutschen Kunst ist dieses Haus geweiht. Der deutschen Kunst soll es dienen.“ Das aber kann es am Besten, wenn es wirkliche Kunst birgt, mag sie stammen, woher sie wolle. Was Herr von Tschudi schon in kurzer Zeit gethan hat, ist bewundernswerth und höchsten Lobes würdig. Er hat mit Erfolg das Uebel an der Wurzel gepackt; hat ausgerodet und ausgeharkt, was, dürr und trocken, dem Lebendigen allzu lange Licht und Luft genommen hatte. Schon heute dürfen wir uns des Tages freuen, wo wir wirklich eine Galerie haben werden, die werth ist, gesehen zu werden. Kein Zweifel: Tschudi wird der Nation Etwas geben, so groß und gut, daß man nur mit Lächeln und Kopfschütteln von den Anzäpfungen erzählen wird, die mit ihrem gespreiztem Patriotismus ihn zu Fall zu bringen hofften. Was er geleistet hat, konnte nur einem Mann gelingen, der durch die alte Kunst geschult ist und durch sie sehen und unterscheiden gelernt hat; nur einem Mann, der über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt und die Perle zu schätzen vermag, auch wenn sie in rauher Schale liegt.“ Herr von Tschudi hat seitdem aus der Nationalgalerie, die vorher so viel Kitzsch und patriotischen Trödel herbergen mußte, eine Kunstsammlung ersten Ranges gemacht. Man muß er, so scheint es, gegen. Weil er die von dem Gehätiguhgorang des nach Aptomatenförder langenden Grafen Sodenborff erwirkte Ausstellung englischer Portraits nicht als eine höchsten Ruhmes werthe That preisen wollte und weil er Bilder angekauft hat, die dem Kaiser nicht gefallen. (In einem Gespräch über solche Ankäufe fiel aus Wilhelms Runde das Wort: „Dieser Delacroix sollte erst zeichnen lernen!“ Eugen Delacroix, der größte Meister französischer Romantik.) Tschudis Scheiden brächte einen schwer zu erspendenden Verlust. Brächte vielleicht aber die Stadt Berlin, die für die Kunst bisher nicht das Geringste gethan hat, zu dem Entschluß, der Reichshauptstadt eine moderne Galerie zu schaffen.

Max Ulrich & Co.,Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 635 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Hamburg.**HOTEL ESPLANADE**

Am Dammtor-Bahnhof.

Neu eröffnet.**Zimmer mit Bädern.**

Carlton — Ritz — Restaurant.

Allen die sich matt und elend fühlen,nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut
und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten
glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien.
Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.Der orthozentrische Kneifer,
D. R. P. angem., ärztlich empfohlen
und eine Wohltat für jeden Gläser-
tragenden, ist **nur** bei der Firma**Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,**
Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.**Vorsicht! nicht** Ecke Eichhornstrassel**Photo-Apparate!**Ausschliesslich Originalmarken und ausschliesslich
mit Goetz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P., den wir jedermann umsonst und frei über-
senden, kauft man photographische Apparate unbedingt **verloren!****Stöckig & Co., Hoflieferanten**

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.

Goetz-Trüder-Binocles, Franz. Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

London u. Umgeb. mit Insel Wight. 12. Aufl. M. 3.50.

Genfer See und Chamonix. M. 1.50.

Wiesbaden, Schlangenbad, Langenschwalbach.

8. Aufl. M. 1.—.

VERZEICHNISSE
GRATIS

BERLIN W. VERLAG von
ALBERT GOLDSCHMIDT

	<p>Vereinigung der Kunstfreunde</p> <p>Farbige Nachbildungen von Gemälden der Königlichen National-Galerie und anderer Kunstsammlungen</p> <p>Berlin W., Markgrafenstrasse 57 — Filiale: Potsdamerstrasse 23 —</p> <p>Der illustrierte Katalog wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.</p>
---	--

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren, Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungszwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydröl-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Vorschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —

Westerland auf SYLT Die Königin der Nordsee

25 000 Besucher.

Familienbad

Neuerbautes Warmbadehaus. Illustrierte Prospekte versendet kostenlos die Badedirektion.

Stärkster Wellenschlag der Westküste



SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *
Bürgerliche Preise * * **Weisser Hirsch**



LOVIS CORINTH:

**DAS ERLERNEN
DER MALEREI ::**

— EIN HANDBUCH —

Die Persönlichkeit Lovis Corinth's steht vor dem Bewußtsein der heutigen Generation mit festgefügtem Umriß da und bedarf keiner Erläuterung mehr. Aus der Unmenge dessen, was heute über die Malerei von Fernstehenden geschrieben wird, hebt sich das vorliegende Buch eines großen Malers über sein Handwerk empor. — An alle wendet es sich, die eine Beziehung zur Malerei suchen oder schon gefunden haben: an den Schüler, der den Pinsel zum erstenmal in die Hand nimmt, an den Maler und Kritiker, der einen Einblick in das Schaffen eines Meisters gewinnen will, an das große kunstsinnige Publikum, das sich über die Technik der Malerei unterrichten will. — Eine große Zahl von Abbildungen theoretischer Art sowie nach Werken des Verfassers, sowie Manets, Liebermanns, Degas, Leistikows und anderer begleitet die Ausführungen und unterstützt sie aufs Wirksamste.

Preis: Brosch. M. 7,50, eleg. geb. M 10.—.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paul Cassirer's

VERLAG

Berlin W., Victoriastrasse 35.

Soeben erschienen:

CORANNA Eine Indianer-
geschichte : 2

35 Zeichnungen von

MAX SLEVOGT

zu einer Erzählung von W. L. KÖRTE.

„Eine echte rechte Indianergeschichte ... freilich von bedeutender dichterischer Qualität und vollendet schöner Sprache. — Aber die Erzählung ist unserm Buche nur die Unterlage zu Slevogts Zeichnungen. Er hat eine Reihe wundervoll primitiver Federzeichnungen geschaffen, deren jede eine entzückende Charakteristik erregt u. erregender Vorgänge ist. Man blickt hinein und staunt wohl zuerst, ob der Bizarrie dieser Szenen und der scheinbar rohen Technik; aber nur einen Moment, dann steckt man schon mitten drin in diesen Kitzeleien, blättert, ohne sich satt sehen zu können, und legt schließlich das phantastisch farbig gebundene Büchlein so aus der Hand, daß man von Zeit zu Zeit bequem danach greifen und so den eigenartigen Reiz dieser Bilder immer von neuem auf sich wirken lassen kann.“ „Die Welt am Montag“.

PREIS: In Original-Leinenband M. 5.—.

Luxus-Ausgabe M. 30.—.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, d. 1./5. Der Kaufmann v. Venedig.
 Sonnab. d. 2./5. Ein Sommernachtstraum.
 Sonntag, den 3./5. Was ihr wollt.
 Montag, d. 4./5. Robert und Bertram.

Kammerspiele.

Freitag, den 1./5. 8 Uhr **Liebelein.**
 Sonnabend, den 2. und
 Sonntag, den 3./5. 8 U. **Lysistrata.**
 Montag, den 4./5.
 8 Uhr **Der Tor u. der Tod.**

Hiermit: **Nju.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, d. 1., Sonntag, d. 3., Montag, d. 4./5. 8 U.
Die Brüder von St. Bernhard.
 Sonnabend, d. 2./5. 8 U. **Der Privatdozent.**
 Sonntag, Nachm. 3 U. **Der gehörnte Siegfried und Siegfrieds Tod.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Große Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
 Jul. Freund. Musik von Victor Holländer
 Guido Thielscher a. D.

R. Darmann a. D. Jos. Giampietro,
 Henry Benauer Fritz Massary
 Jos. Josephi Fritz Schenke usw.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Chrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel

Felix Dörmann.

Vortrag eigener Dichtungen.

„Arkadien“,
 Behrenstrasse 55—57.
 Im neubauten

Reunions:
 „Moulin rouge“

Sonntag, Mittwoch,
 Freitag,
 Jägerstrasse 63 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0.50 Mk.

Schriftsteller

Stottern

die zahlen 3—6 Monate
 nach Heilung, best. Gar-
 antie, C. Hue & Holz,
 Hannover 2, Postamt 14.

Hermann Meusser, Berlin
 W. 35 b

Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,
 ist bestrebt, durch solide, ku-
 lante und schnelle Bedienung
 ihren Kundenkreis zu erwei-
 tern. Zur Erleichterung der An-
 schaffung werden monatliche
 Teilzahlungen in der Höhe des
 zehnten Teiles des Kaufpreises ein-
 geräumt. — Vollständiges Lager. —
 Allerneueste Auflagen. — Katalog
 gratis. — Portofreie Zusendung.



Bekannter Verlag überl. literar. Werke aller
 Art. Trägt teils die Kosten. Ausg. günst.
 Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an
 Haasenst. & Vogler A.-G., Leipzig.

Seltene Bücher

deutsch, französisch, englisch
 neu u. antiqua. Prospekt gratis. Zusendung
 portofrei, ohne Zollbehangig. Ch. Corday,
 192 Rue Claude Bernard, Paris.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
 wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
 Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer
 Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
 bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
 Kiedernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Kleines Theater.

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3., Montag, d. 4., Dienstag, d. 5./6. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, d. 3./5. Nachm. 3 U. **Mandragola.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Operetten-Theater
Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3., Montag, den 4., Dienstag, d. 5./6. 8 U.

**Der Mann mit
den drei Frauen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.



**Sind Sie
nervös**

so verlangen Sie sofort durch Post-
karte unseren Prospekt. Derselbe
kostet nichts kann Ihnen aber
ein guter Ratgeber sein.

Oeffentl. Laboratorium
Apoth. SCHMIDT
Kötzschenbroda Dresden 12.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3., Montag, d. 4., Dienstag, d. 5./6. 8 U.

Der Brandstifter

vorher **Sein Alibi.**

Sonntag, den 3./5. **Panne.**

Nachm. 3 U.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

**Photograph.
Apparate**

Neueste Modelle mit **erstklassiger
Optik** renommierter optischer
Firmen zu **Original-Preisen.**
Epochemachende Neuheit:
Auto-Klappkameras beim Öffnen
-elbsttätige, sofort gebrauchsfertige
Einstellung.

Bequemste Teilzahlung
ohne jede Preiserhöhung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schönberger Str. 9.



Schlafepatent!

Ein Griff

ein Bett
mit
Matratze
Gefühlslinien

bleiben
**Jaekel's
Schlafepatent
Möbel**

25 Jahre bewährt

Vertrieb in Franco
Ausschließliche Verkaufsstelle

Vertrieb durch
sicheres Möbel-System
K. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München Sonnenstr. 28, Berlin SW., Platenstr. 20.

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber **George Koch**
Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.
Elegante Damenhüte
Auswahlendungen auch nach Aussenhalb. Referenzen erbeten!

Verlag für Literatur, Kunst u. Musik in Leipzig

MAXIMILIAN HARDEN

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS UND WÜRDIGUNG EINES DEUTSCHEN PUBLIZISTEN

von K. F. STURM.

M. 2.— ord.

Aus dem Inhalt:

Einleitung | Die Persönlichkeit | Schrift und Gesichtsausdruck | Reizbarkeit | Kenntnisse und Erkenntnisse | Wahrhaftigkeit | Opposition | Fleiss und Willenskraft | Sprache und Stil | Kämpfe und Ziele | Am Werke | Aus der künstlerischen Weltanschauung | Zur Kritik des Kunstkritikers | Politische Entwicklung | Zur Kritik des Politikers | Lehrer und Genossen | Der Publizist als Erzieher | Symbole | Zur Biographie und Bibliographie.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.

Diät. Kuren nach Schroth.**Elektrische Kuren**

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko

J. G. Brockmann
Dresden A3, Mozartschtrasse 6.

**Marquis de Sade,
Justine u. Juliette**

vollständige deutsche Uebersetzung mit den
Abbildungen zum Preise von Mk. 90.— ver-
käuflich. Geft. Zuschriften unter 2313 an die
Expedition der „Zukunft“, Berlin SW. 48.

KRANKEN-

Fahr- und Ruhestühle,
verstellb. Kalkissen etc.

R. Jaekel,

München, Sonnenstrasse 28.
Berlin, Markgrafstr. 20.
Preisliste IV gratis u. franko.

**Geschäftliche Mitteilungen.****Dr. Möller's Heilanstalt für diätetische Kuren nach Schroth in Dresden-Loschwitz.**

In bevorzugter aussichtreicher Lage von Loschwitz dem wegen seiner Naturschönheiten berühmten Vororte der Kunst- und Residenzstadt Dresden ist im Anschluss an eine kleine bereits seit 4 Jahren bestehende Heilanstalt ein neues modernes hygienisch eingerichtetes und mit möglichstem Comfort ausgestattetes Kurhaus eröffnet worden, in welchem das als überaus wirkungsvoll bekannte diätetische Heilverfahren Schroth's, für welches bisher im Deutschen Reiche noch keine Spezialheilanstalt bestand, in individueller, wissenschaftlicher Weise zur Anwendung gelangt. Die wohnlich eingerichteten Fremdenzimmer, die reichlichen Gesellschaftsräume, darunter auch Billard- und Musikzimmer, ein grosser Park, die einzigartige Aussicht von der Anstalt auf Dresden und das Elbgelände in Verbindung mit der reinen Höhenluft lassen diese Stätte als ausserordentlich gut gewählt für die Durchführung dieser eigenartigen Kurmethode erscheinen. Ist letztere auch mit Entehrungen verbunden, so sind doch hier alle Momente gegeben, um die Kur so viel als möglich zu erleichtern und ihren wohlbegründeten Ruf auch noch in veralteten und eingewurzelten Krankheitsfällen Besserung und Heilung zu bringen, von neuem zu erweisen. Nähere Auskunft giebt eine ausführliche Broschüre, welche in Verbindung mit dem Anstaltsprospekt von Dr. Möller's Sanatorium in Loschwitz auf Wunsch gratis versandt wird.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 62. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz mit vergoldeter Pressung etc. zu n
Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

OPEL Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell.

Tafel-Musik bis 1 Uhr.

Siechen.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 65 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch J. Muretz & Co., Berlin N.O. 18. e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

J. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Gemosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicca und Erlust. Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine Mark fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Esentleich.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hochinteressant!!

Ueber Rousseau's

Verbindung

mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit geschrieben, wie sie den intimen Schriften des 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30 r.
Landshtuterstrasse 2.

Fort mit der Feder!



Die neue

Lilliput - Schreibmaschine

ist das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell A . . . Preis Mk. 38.—

Modell Duplex . . . Preis Mk. 48.—

Notort ohne Erlernung zu schreiben. Schritt so schön wie bei den besten Schreibmaschinen. Keine Weichgummitypen. Durchschlagskopien. Prämiert auf allen beschickten Ausstellungen. Illust. Prosp. u. Anerkennungs-Schreiben gratis und franko.

Deutsche Kleinmaschinen Werke

Justin Wm. Bamberger & Co.

München 21. Lindwurmstrasse 129/131.

Zweigniederlassung: Berlin W. Potsdamerstr. 4.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

Tadellosen Teint

zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.

Deutschen Teintwaschpulvers und Flüssig-TeintpräparatesPreis kl. Pckg. je 1 Mk.
gr. Pckg. je 4 Mk.

Chem. Laborat. Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbaren Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell**.

Geistig Zurückgebliebene

find. sorgf. Behandlg. u. Ausbildung in **W. Schröters**, Erziehungsanst., Dresden-N., Oppelstrasse 44/44b. Prosp.

Ostseebad Georgenswalde

Samt. Seelküste, Post, Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Meiningen

bettenzahl. „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenkranken und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **C. A. Passow**.Kein Suchen nach dem Bleistift mehr!
Schwebeapparat

„Da hängt er.“

Patente in d. meist. Staat.
Man verlange Prospekte

Preis M. 1.40—3.—

Walther Kunde

Dresden-M. Wallstr. 17/19
Händler wie auf Wunsch each.**Nervenschwäche** der MännerAusführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 7a.**Eheschliessung in England!**Prospekte gratis, Auslandsporto!
Bruck & Co., 90, Queenstr., London, E. C.**Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.**

Seben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Fin Auch Wiederkuren
Zinnober
Sanatorium Dr. Kütz
Neuenahr Prospekte
cic.

Diabetes-Bauer

Koezchenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18. Büschplatz 18.

Können Sie plaudern?



Wenn Sie lernen wollen, wie man auf eine passende, anziehende u. interessante Weise eine Unterhaltung anknüpft, wie man sich gebildet und angenehm ausdrückt, worüber man in der Gesellschaft, mit dem andern Geschlecht redet, Schmeicheleien sagt, kurz ein beliebter Gesellschafter wird, **dann lesen Sie das Buch** von Dr. Gaertner, **Die Kunst der Unterhaltung.** Preis Mk. 1.80.

Max Wendel's Verlag, Leipzig 38/72.

Original Englische Arbeit

MURATTI'S

HIGH CLASS CIGARETTES

Keine Fabrik in Deutschland

Schellings Werke

Ausw. in 3 Bdn., m. 3 Portr. Schellings u. Geleiter v. Prof. Arthur Drews, h. u. singel. v. Otto Weiss, CLXII u. 243 S., 8°, brosch. M. 25.—, geb. M. 30.—, Luxusausg. M. 40.—. Die Ausg. enth. alle wichtig. u. f. d. Gegenw. bedeutgv. Schrift. unverkürzt. Ausf. Pr. bitte z. verl. Schellingheft d. Zeitschr. f. Philosophie u. philos. Kritik mit Porträt Schellings. M. 4.—. „Ausserord. reichh. u. wertv.“ (Freistudent. Rundschau). — **Schelling-Bildnis** i. Hellogr. M. 1.—. „Das beste Schelling-Bildnis.“ **Fritz Eckardt Verlag** :: Leipzig.

Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakterbeschreibungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L. grosszügige Charakterbeurteilungen nach **eingesendeten Schriftstücken**. Der Alltagspsychologie stehen diese künstlerischen Seelenanalysen ferne. Wegen Honorarbedingungen und **Gratie-Prospekt** wenden Sie sich direkt an diese Adresse:
P. Paul Liebe, Schriftsteller Augsburg L.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. M. 22.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurothemische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungsuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 460 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. **Bartsch**, dirig. Arzt d. selbst oder **Administration** in **Berlin S.W., Mückernstr. 118.**



Ein gutes Verhältnis



besteht zwischen dem
Jahresversand
des Hauses
Moët & Chandon
und seinem
Riesenvorrat
in den Kellereien von
Épernay, daher die stets
 gleichmäßig vorzügliche
 Qualität von
White Star
 „**SEC**“



Jahresversand:
ca
4 Millionen Flaschen.

Vorrat:
ca
18 Millionen Flaschen.